

Monatshefte
der
Comenius-Gesellschaft.

Deutsche Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte.

Herausgegeben von Ludwig Keller.

Zwölfter Band.

Drittes und viertes Heft.

März — April 1903.

Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung.
1903.

Der Bezugspreis beträgt im Buchhandel und bei der Post **jährlich 10 Mark.**

Inhalt

des dritten und vierten Heftes 1903.

Abhandlungen.

Kürzere Aufsätze.

Nachrichten und Bemerkungen.

Zuschriften bitten wir an die Schriftleitung Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 22 zu richten.

Die Monatshefte der C.-G. erscheinen **monatlich**. Die Ausgabe von **Doppelheften** bleibt vorbehalten. Der Gesamtumfang beträgt vorläufig 20—25 Bogen.

Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre **Jahresbeiträge;** falls die Zahlung der letzteren bis zum 30. April nicht erfolgt ist, ist die Geschäftstelle nach § 4 der Satzungen zur Erhebung durch Postauftrag unter Zuschlag von 60 Pfg. Postgebühren berechtigt. Einzelne Hefte kosten 1 Mk. 25 Pf.

Jahresbeiträge bitten wir an das **Bankhaus Molenaar & Co., Berlin C. 2, Burgstrasse** zu senden.

Bestellungen übernehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter — Postzeitungsliste Nr. 5231.

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Geheimer Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller.**

Monatshefte

der

Comenius-Gesellschaft.

XII. Band. — 1903. — Heft 3 u. 4.

Der Unsterblichkeitsgedanke in Goethes Faust.

Von

Dr. **Adalbert von Hanstein**, Privatdozent in Hannover.

In den Zeiten, wo von grossen und breiten Massen die Unsterblichkeit der Seele wie eine abgethane, veraltete Frage der „überwundenen“ Weltanschauung angesehen wird, ist es gewiss nicht ohne Wert, einmal bei dem ersten Grossmeister deutscher Dichtung anzufragen, wie er zu diesem Gedanken gestanden hat. Es wäre eine dankbare Aufgabe, durch das ganze Leben Goethes hindurch seine Stellung zur Seelentheorie zu verfolgen, aber auf diesen wenigen Blättern will ich mich zunächst auf diejenige Schöpfung beschränken, die ja freilich den reichen Gehalt dieses grossen Dichter- und Denkerlebens am klarsten wiederspiegelt. In den verschiedensten Epochen seines Lebens hat Goethe einzelne Teile des Riesenwerkes geschaffen, die er später zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen sich wenigstens eifrig bemühte. Der Prolog im Himmel, der jetzt die Einleitung der eigentlichen Dichtung bildet, ist von Goethe erst in seinem reiferen Mannesalter geschaffen worden, als er daran ging, aus dem Fragment des ersten Teiles eine abgerundete Dichtung zu formen. Es waren damals über zwanzig Jahre vergangen, seit er den ersten jugendlichen Entwurf hingestürmt hatte, der uns in der sorgfältigen Abschrift des Fräulein von Göchhausen erhalten blieb. In seinen Gesammelten Schriften hat er im Jahre 1790 den Faust nur als Bruchstück veröffentlicht — als er sechs Jahre später zum ersten Male den Gedanken einer wirklichen Vollendung der Dichtung fasste, da kam es ihm vor allem darauf an, die grosse

Grundidee des Ganzen gleich anfangs zum Ausdruck zu bringen. So schuf er, in einiger Anlehnung an die biblische Erzählung der Versuchung des Hiob, jenes religiöse Vorspiel, in dem der Herr dem Teufel erlaubt, den Geist des Faust „von seinem Urquell abzuziehen“, wenn ihm das möglich sei.

Schon diese Ausdrucksweise zeigt uns, dass Goethe den Geist des Menschen als herstammend ansieht aus dem grossen Urquell des göttlichen Geistes, denn anders sind diese Worte doch wohl nicht zu verstehen. Höchstens könnte man einwenden, dass die Worte des Herrn in der Dichtung nicht gerade Goethes eigene Meinung wiederzugeben brauchen, wie denn ja auch manches Wort des Mephistopheles aus der Seele des Teufels gesprochen ist und nicht aus der seines Dichters. Dem gegenüber möchte ich hier darthun, wie sich durch die ganze Faust-Dichtung der Gedanke hindurchzieht, der auch in diesen Worten angedeutet ist, den aber „der Herr“ in demselben Himmelsprolog noch deutlicher zum Ausdruck bringt durch seinen weihevollen Abschiedsgruss an die Engel:

> Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
> Umfass euch mit der Liebe holden Schranken,
> Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
> Befestiget mit dauerndem Gedanken.

Unwillkürlich erinnert man sich hierbei der beiden grössten Philosophen Griechenlands. Das Werdende ist nach der Meinung des Aristoteles die Materie. Ihm war sie das an sich nichts Bedeutende, das ohne die Einwirkung des Form gebenden Geistes nur die Möglichkeit desjenigen darstellt, was aus ihm gemacht werden kann; wie Bauholz und Ziegelsteine erst auf den Geist des Bauherrn warten müssen, ehe sie aus der Möglichkeit, ein Gebäude darzustellen, wirklich zu einem Gebäude erstehen. In ähnlicher Weise galt dem Aristoteles die Materie nicht als etwas Seiendes, aber auch nicht als etwas Nichtseiendes, sondern als das beständig „Werdende“. Er gab damit eine begreiflichere Fassung der Anschauung seines grossen Lehrers Platon, der das selbständige Dasein der Materie überhaupt leugnen wollte und die Ideen der Wesen und der Dinge als das eigentlich Existierende ansah, während die irdische Erscheinung dieser Ideen, die der Mensch für das eigentlich Wirkliche zu halten gewöhnt ist, in ewigem Werden und Vergehen nur als die Schatten ihrer Ideen ein

Scheindasein führen. Lesen wir dies nicht unmittelbar aus den Worten des Herrn heraus:

> Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
> Befestiget mit dauerndem Gedanken.

Das Schwankende und Vergängliche, der Gedanke, die Erscheinung ist das Ewige. Was aus der Erscheinungswelt verschwindet, wird wieder fest und ewig durch seinen innewohnenden Gedanken.

Mit der nächsten Szene, Fausts Monolog in seinem Studierzimmer, springen wir zurück in Goethes Frankfurter Jugendzeit, denn da hat er dieses wunderbare Selbstgespräch geschaffen, angeregt durch die bekannten Volks- und Puppenspiele, die ihm Manches aus der Faustdichtung des englischen Dramatikers Christopher von Marlowe vermittelten. Aber nicht vermittelten sie ihm das Erscheinen des Erdgeistes. Bei allen Vorgängern Goethes, Lessing eingeschlossen, hatte Faust freiwillig den Teufel beschworen — nur bei Goethe sehnt er sich anfänglich nach höheren Geistern, und diese Symbolisierung des idealen Kraftgehalts alles Irdischen in einem „Erdgeist“, lässt sie uns nicht wieder an Platons Ideenlehre denken? Ja, als Goethe später jenen Prolog im Himmel dichtete, nahm er das nur wieder auf, was er in seiner Jugend sich dichterisch vorgestellt hatte. Mag er auch vielleicht weniger durch Plato selbst, als durch Svedenborg beeinflusst gewesen sein, so war doch mithin dieser, wie alle Mystiker der neueren Zeit, stark beherrscht von neuplatonischen Gedanken. Und ist hier der Erdgeist nicht deutlich die formgebende Idee, die sich der bloss alle Daseinsmöglichkeiten darbietenden Materie bemächtigt? Ist dieser Erdgeist nicht das „Aktuelle“ des Aristoteles, welches das Potenzielle — die Materie — zu allen möglichen neuen Daseinsformen reisst?

> In Lebensfluten, in Thatensturm,
> Wall ich auf und ab,
> Wehe hin und her!
> Geburt und Grab,
> Ein ewiges Meer,
> Ein wechselnd Weben,
> Ein glühend Leben,
> So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
> Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Hier haben wir also ganz deutlich wieder den Gegensatz von dem ewig dauernden geistigen Gehalt und der immer flüchtigen,

materiellen Erscheinung. Denken wir nun noch daran, dass Goethe später im Himmelsprolog seine drei Erzengel gewissermassen als drei Ressortminister auffasst, von denen Raphael für das Weltall, Gabriel für die Erde, Michael aber für die Verbindung zwischen Kosmischem und Irdischem zu sorgen hat, so haben wir deutlich in der bei Plato und Aristoteles so beliebten Dreiteilung das Weltganze zusammengesetzt aus drei grossen Hauptideen, die im Grunde genommen alle drei nur als aus dem Wesen des Herrn selbst hervorgegangen zu betrachten sind, denn er nennt die Erzengel ja „die echten Göttersöhne". Der Herr also ist ihr Vater oder ihr Urquell und somit der Urquell der ganzen Welt, auch der Seele des Menschen, auch der des Faust.

In fast überraschender Weise wird der Gedanke fortgesponnen in dem zweiten Monologe des Faust, mit dem der reife Mann Goethe das dichterische Bruchstück seiner Jugend zuerst ergänzte, anknüpfend an die Verzweiflung des Faust, nachdem ihn der Erdgeist verschmäht hat. Er beklagt sich, dass er, der sich schon dem Spiegel ewiger Wahrheit ganz nah gedünkt hat und den Erdensohn abgestreift zu haben glaubte, so verachtet wird.

> Ich, mehr als Cherub, dessen freie Kraft,
> Schon durch die Adern der Natur zu fliessen
> Sich ahnungsvoll vermass, wie muss ich's büssen!

Also — wenn Faust die irdische Hülle abstreift, so wird sein geistiger Gehalt wieder frei schaffende Gotteskraft, durchströmt das Weltall wie der Geist des Herrn und kehrt somit zu ihrem Urquell zurück. Und ganz deutlich, keiner Erklärung mehr bedürftig, wird dieser Dualismus ausgesprochen in den baldfolgenden Versen:

> Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
> Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an.

Mit diesem Stoff kehrt die Sorge ein und deckt sich mit immer neuen Massen zu.

> Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
> Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift,
> Du bebst vor allem, was nicht trifft,
> Und was du nie verlierst, das musst du stets beweinen.

Wieso trifft dies alles nicht? Wieso muss man beweinen, was man nie verliert? Weil der Schmerz um Hab und Gut nur scheinbar ein Schmerz um Eigenes ist, denn dergleichen gehört

in die Welt der flüchtigen Erscheinung! Weil man Weib und Kind nie verlieren kann, denn ihr geistiger Gehalt bleibt ewig, und der Verlierende wird später mit dem Verlorenen wieder vereinigt bei der Rückkehr in den geistigen Urquell! Weil Feuer, Wasser, Dolch und Gift nur den Körper treffen, der potenzielle Materie ist, während das eigentliche Ichbewusstsein des Menschen als unsterblicher Gedanke fortlebt. Nur so scheinen mir die rätselhaften Worte einen wirklichen Sinn zu ergeben.

Und in ganz dem gleichen Sinne verwirft Faust die beobachtende Naturforschung als Mittel, zur tiefsten Wahrheit zu dringen. Sie kann nur die Materie untersuchen, und diese ist nur der Schleier der wahren, schaffenden Natur.

> Geheimnisvoll am lichten Tag,
> Lässt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
> Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
> Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Und in solchen Erwägungen fasst Faust den Plan zum Selbstmord; nicht in der feigen Absicht, in das Nichts zu entfliehen, sondern in der kühnen Hoffnung, dass er sich damit vom Stoff befreien und dass er dann wieder ganz Geist werden könne. Darum erscheint ihm der Tod wie eine Meerflut, die er durchschwimmen muss.

> Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Deutlich spricht er es aus:

> Ich fühle mich bereit,
> Auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen,
> Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.

Nun, Thätigkeit giebt es doch wohl für einen Toten nur dann noch, wenn man an ein neues Leben nach dem Tode glaubt, eben, wie Faust es sagt, in neuen Sphären. Und dass es ein neues Leben sein soll, unterstreicht der folgende Vers:

> Dies neue Leben, diese Götterwonne!
> Du, erst noch Wurm, und die verdienest du?

Entschlossen will er der holden Erdensonne den Rücken kehren, aber nur, um einer noch holderen, jenseitigen Sonne das Auge zuwenden zu können. Er meint, dass die Phantasie sich zu ihrer eigenen Qual in die Höhle des Grabes verdammt — nämlich Phantasie ist es, wenn der Mensch sich einbildet, dass er in dieser dumpfen Grabeshöhle etwa sein eigenes Selbst einzwängen

lassen muss, und, Tod und Grab in ein Bild zusammenfassend, wünscht er:

> Nach jenem Durchgang hinzustreben,
> Um dessen Mund die ganze Hölle flammt.

Ein Durchgang pflegt doch wohl aus einem Raum in den anderen zu führen, hier also bildlich aus der irdischen Welt ins Jenseits. Und zu diesem Schritt entschliesst er sich voll Heiterkeit selbst auf die Gefahr hin, dass sein Seelenglaube ein Irrwahn sei und er ins Nichts dahinfliessen müsse. Also so wenig sehnt er sich nach dem Nichts, dass er sogar eine Gefahr in der allerdings ihm unwahrscheinlichen Möglichkeit eines gänzlichen Todes erblickt.

Wie ihm dann der Klang der Osterglocken den Giftbecher wieder vom Munde reisst, spricht er die hier etwas auffallenden Worte:

> Was sucht ihr mächtig und gelind,
> Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
> Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind,
> Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Welche Botschaft hört er denn hier? Die Verse des Osterchores sagen es deutlich: Die Botschaft von der leiblichen Auferstehung Christi. Dass der sorglich gehüllte und balsamierte Leichnam aus dem Grabe verschwunden sei, singt der Chor der klagenden Weiber, und der Chor der Jünger singt von der Entrückung des „Begrabenen“ nach oben.

Das ist das „Wunder“, von dem Faust behauptet, es sei des Glaubens liebstes Kind, das Wunder nämlich, dass hier etwas Materielles — der irdische Leib des Heilands — zu ewigem Leben verklärt sein soll. Damit fällt auch der oft gerügte Widerspruch, dass Faust, der eben den Erdgeist herbeigezogen und selbst Geisterzauber getrieben hat, plötzlich ungläubig von Wundern spricht. Dass der Geist dem Geist erscheinen kann, ist dem Manne nichts Wunderbares, der an die Unsterblichkeit alles Geistigen glaubt. Nur darf man nicht vergessen, dass der Erdgeist ja ohne Zeugen dem einsamen Faust sich darstellt, dass sein äusserliches Erscheinen nur eine dramatisch notwendige Versinnlichung eines eigentlich rein innerlichen Vorganges ist, ähnlich, wie die zahllosen Visionen Richards des Dritten vor seiner Todesschlacht nur die Veräusserlichung der Gewissensqualen des sterbenden Verbrechers darstellen.

Die Wirkung des Ostergesanges auf Faust besteht aber darin, dass gleichzeitig mit der Erinnerung an die kindliche Frömmigkeit, da dem Knaben noch die philosophische Unmöglichkeit der Vergeistigung des Stofflichen nicht als ein Wunder erschien, auch der Gedanke an die einstige Erdenfreudigkeit des Kindes in Faust wieder wach wird.

Dies Lied verkündete der Jugend muntere Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;

das erinnert den Erdenfeindlichen, gegen die stoffliche Seite seines eigenen Wesens sich Empörenden daran, wie schön ihm einst die irdische Natur erschien. Das lässt ihn zum ersten Mal die Erde — das lebendige Kleid der Gottheit — wieder lieben, und er gesteht es sich klar genug ein in den Worten

die Erde hat mich wieder!

Hätte er im trivialen Sinn des Wortes sterben wollen, um sein Dasein wirklich zu beendigen, so müsste er hier selbstverständlich sagen: das Leben hat mich wieder. So aber nennt er die Erde im greifbaren Gegensatz gegen das „hohe Leben" in „neuen Sphären".

So entschliesst er sich denn zum ersten Male wieder zu einer Wanderung ins Freie, von der er im Anfangsmonolog so viel gesprochen hat, ohne sie auszuführen. Und daher schwelgt er in der Wonne des jungen Frühlings, in den wundervollen Naturschilderungen, die den Höhepunkt Goethescher Landschaftsdichtung darstellen. Aber das Verlangen, auch dabei noch über das eigentlich Irdische hinauszudringen, liegt in der heissen Sehnsucht nach dem Vermögen, der Sonne nachfliegen zu können. Und auf die Einrede seines pedantischen Famulus, der einen so grillenhaften Trieb nicht anerkennen will, beklagt er den Dualismus des Menschen von neuem in den berühmt gewordenen Worten:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andere hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

In diesem Augenblick kann sich ihm der Teufel in Pudelgestalt nähern, denn in diesen Versen gesteht sich Faust ja zum ersten Mal ein, dass seine heisse Sehnsucht nach den ausserirdischen Sphären, in denen er auch die unsterblichen Geister

grosser Abgeschiedener anzutreffen hofft, doch einmal abgelöst werden kann durch ein gieriges Verlangen nach rein irdischem Genuss. Hier also muss der Teufel einsetzen, wenn er nun ernstlich den Versuch machen will, diesen Geist von seinem Urquell abzuziehen. Daher folgt der Pudel dem Faust in das Studierzimmer, und wie dieser beim traulichen Schein der Lampe im ersten Vers des Johannisevangeliums an Stelle des symbolischen „Wortes" erst den Sinn, dann die Kraft und endlich die That — das heisst natürlich, die schöpferische That des Urgeistes — setzen will, da macht der Teufel sich bemerklich. Er lässt sich unter absichtlichem theatralischen Brimborium scheinbar entzaubern und macht den ersten, vergeblichen Versuch, dem stolzen, philosophischen Pessimismus des Faust durch kleinlichen Teufelspessimismus entgegenzukommen, bis er gar lächerlich erscheint, wenn ihn der Drudenfuss auf der Schwelle am Verlassen des Zimmers verhindert. Und wie ihm bei seinem zweiten Besuch Faust in heller Verzweiflung über die Unmöglichkeit, zu einem reinen Geisttum zu gelangen, seine ganze Zerrüttung offenbart, da hören wir in seinem grossartig furchtbaren Fluch:

> Verflucht das Blenden der Erscheinung,
> Die sich an unsere Sinne drängt.

Aber da er es aufgeben muss, ein Genosse reiner Geister zu werden, so will er sich nun ganz auf die andere Seite der Lebensbethätigung beschränken, will sich schmerzlichem Genuss weihen, will das Weh und Glück der ganzen Erde in sich vereinigen, will mit einem Worte jetzt das Irdische so vollkommen in sich auszubilden suchen, wie vorher das Geistige. Der Teufel — hier als das wahre Prinzip des Sinnlichen gedacht — hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als ihn hierin zu bestärken mit den so oft fälschlich als Goethes Meinung zitierten Teufelsworten:

> Ein Kerl, der spekuliert,
> Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
> Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
> Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Derselbe Mephistopheles ruft aber dem abgegangenen Faust nach:

> Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
> Des Menschen allerhöchste Kraft,
> Lass nur in Blend- und Zauberwerken
> Dich von dem Lügengeist bestärken,
> So hab' ich dich schon unbedingt. —

Die Blend- und Zauberwerke gehören natürlich der Erscheinungswelt an — man denke hier nur an das Blenden der Erscheinung von vorhin! — das „Spekulieren“ aber, und die „Vernunft“ und die „Wissenschaft“ gehören in das Reich des Geistigen. Faust aber hat sich schon zuvor entschlossen, jetzt nicht mehr an das Geistige, Ewige und Jenseitige zu denken, und erklärt ganz im Gegensatz zu seiner früheren Anschauung:

> Das Drüben kann mich wenig kümmern;
> Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
> Die andere mag darnach entstehn.

Dass sie also entstehen wird, nach dem Tode, daran zweifelt Faust auch jetzt keineswegs. Er will sich nur nicht mehr darum kümmern, wie es dort zugeht, ob es dort auch Hass und Liebe, Oben und Unten giebt und so weiter, und er will sich nur noch an die Leiden und Freuden halten, die aus dieser Erde quillen und von dieser Sonne beschienen werden.

Die jetzt beginnende Wanderung des Faust mit Mephistopheles durch die irdische Welt, die ja zum grössten Teil noch aus Goethes Jugendzeit stammt und in der herrlichen Gretchentragödie gipfelt, ist auch reich an Hindeutungen auf den Unsterblichkeitsgedanken; besonders natürlich finden sich diese in den Teilen, die der reife Goethe später eingeschaltet hat, wie namentlich in dem tiefsinnigen Monolog in der Waldhöhle.

Aber zur vollen Geltung gelangt der philosophische Grundgedanke doch erst wieder im zweiten Teil.

In dem Augenblicke, wo Faust, vom Geisterkreis des Ariel umschwebt, den Schlaf des Vergessens schläft, um beim Sonnenaufgang mit neuberuhigtem Herzen zu erwachen, sieht er sich plötzlich geblendet von dem heraufglühenden Feuerball und wendet sich ab, um in einem Wasserfall die sanftere Wiederspiegelung des Lichts zu erblicken. Und er redet von dem sprudelnden, schimmernden Nass in den bedeutungsvollen Worten:

> Allein wie herrlich, diesem Sturm erspriessend,
> Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
> Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfliessend,
> Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
> Der spiegelt ab das menschliche Betreben;
> Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
> Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Unwillkürlich drängt sich uns hier der Vergleich mit dem berühmten Bilde aus Platons Republik auf. Gefangene, die an der Innenwand eines Schachts seit früher Kindheit angekettet sind und, wenn die Sonne schräg hinter ihren Häuptern stand, tanzende Schatten von den Menschen und Dingen der Oberwelt an der gegenüberliegenden Felswand ihres Höhlenschachtes häufig gesehen haben, mussten naturgemäss diese beweglichen Scheingebilde für lebende Wesen halten. Desto erstaunter sind sie, wenn sie in reiferen Jahren, ihrer Ketten entledigt, an die Oberwelt kommen, wo sie diese ihnen vertrauten Schatten zunächst für das Wirkliche halten müssen und die dazu gehörigen Lebewesen als Schatten ansehen werden. So sucht bekanntlich Plato zu erklären, warum der Mensch die körperlichen Erscheinungen, die ihm von Kindheit an vertraut sind, für das wirklich Seiende hält und die Ideen für wesenlos ansieht, während doch nach Platons Meinung nur die Ideen wirklich existieren, und die Erscheinungswelt aus flüchtig verhuschenden Schatten besteht. Ganz ähnlich ist hier die Stellung des Faust.

„So bleibe denn die Sonne mir im Rücken,“

sagt er und begnügt sich mit dem Anblick ihres Spiegelbildes. Das wirklich Seiende vermag der Mensch mit irdischem Auge nicht zu erschauen, und das Leben, das wir in der Erscheinungswelt sehen, ist nur der farbige Abglanz jenes erhabenen, sonnengleichen Urquells aller wahren Lebenskraft.

Und noch deutlicher werden wir an Platon erinnert, wie Faust am Kaiserhofe zur Unterhaltung des lüsternen Monarchen die Helena aus der Unterwelt heraufholen soll, und wie Mephisto ihm den Weg beschreibt ins Reich der Mütter.

Versinke denn! Ich könnt auch sagen: steige!
's ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen,
In der Gebilde los gebundene Räume;
Ergötze dich am längst nicht mehr Vorhandnen.

Selbstredend ist das Versinken und das Steigen gleichbedeutend im freien Raum des All, da man ja in den Weltraum gelangen würde ebenso gut, wenn man mitten durch die Erde hinabschiessen könnte, als wenn man gleich anfangs aufwärts durch das Luftmeer hinauf zu fliegen vermöchte. Goethe beweist dadurch klar genug, dass er nicht etwa einen Raum im Erdinnern sich vorstellt. Nein, er denkt überhaupt an gar keinen Raum. Sagt doch Mephistopheles vorher schon:

Und hättest du den Ocean durchschwommen,
Das Grenzenlose dort geschaut,
So sähst du dort doch Well' auf Welle kommen,
Selbst wenn es dir vor'm Untergange graut.
Du sähst doch etwas, sähst wohl in der Grüne,
Gestillter Meere streichende Delphine;
Sähst Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den du thust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst.

Diese vollständige Leere ist eben die vollständige Abwesenheit von Erscheinungen. Vielleicht spricht sich die höchste Dichterkraft hier aus, wo Goethe an der tiefsten Stelle seines erhabenen Gedichtes etwas schildern will und muss, was man eigentlich nicht schildern kann. Anschaulichkeit ist die erste Forderung, die man an eine dichterische Wiedergabe zu stellen hat. Aber anschaulich ist doch eben, wie schon das Wort sagt, nur die Erscheinung. Darum geht Goethe von den Erscheinungen aus, die schon hart an der Grenze des Leeren stehen, und fordert seinen Leser oder Hörer auf, nun das letzte noch Sichtbare oder Hörbare auch sich noch fortzudenken. Da sind wir nun endlich auf der geistigen Wanderung angelangt in dem geheimnisvollen Gebiet des wahrhaft Seienden, das nicht mehr in die Erscheinung tritt. Mit zahlreichen Bildern haben wir es früher aus der Entfernung begrüssen können. Hier ist der Urquell alles Lebens in der Erscheinungswelt, hier ist der Webstuhl, wo das lebendige Kleid der Gottheit gesponnen wird; hier ist die heilige Sonne, deren Wiederstrahl der Regenbogen der Erscheinungswelt ist, und nun endlich wird in einem neuen, noch merkwürdigeren Bild dies Raum- und Zeitlose, wahrhaft Seiende, Ewige, alles räumlich und zeitlich Begrenzte hervorbringende bezeichnet als das „Reich der Mütter".

Die Einen sitzen, Andere stehen und gehn
Wie's eben kommt; Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umschwebt von Bildern aller Kreatur.
Sie sehen dich nicht; denn Schemen sehn sie nur.

Wir sind mitten im Reich der Ideen des Platon. Gestaltung und Umgestaltung soll die Unterhaltung des ewigen Sinnes, das heisst, des ewigen Geistes sein. Die Ideen dieses ewigen Geistes sind die Mütter all der flüchtigen Erscheinungen. Die Mutter

eines jeden Wesens, das im Irdischen oder Kosmischen entsteht, ist ein solcher Gedanke, ein solcher geistiger Kern. Nach dem sogenannten Tode, das heisst, nach dem Verfall der Erscheinung, kehrt dieser geistige, wahre Wesenskern wieder zurück in das Reich der Mütter. Man muss dem Entstandenen „entfliehen", um in dies Reich des rein geistigen Daseins zu gelangen, in dieses Reich der „Mütter". Darum verkündet Faust auch, wie er in der Welt des Irdischen wieder erscheint, von diesen Müttern „grossartig":

Euer Haupt umschweben,
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort, denn es will ewig sein.
Und ihr verteilt es, allgewalt'ge Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
Die einen fasst des Lebens holder Lauf,
Die anderen sucht der kühne Magier auf.

Der Magier ist in diesem Fall natürlich Faust, der mit Hülfe des mephistophelischen Zauberschlüssels und des heiligen Dreifusses den geistigen Kern der Helena für einen flüchtigen Augenblick in das Leben der Sinnenwelt zurückzurufen vermag. Das ist sonst das Amt der „allgewaltigen Mächte", das heisst, der höchsten waltenden Ideen des Mütterreiches. Die Bilder des Lebens umschweben sie, aber ohne Leben: erst dann immer, wenn wieder ein geistiger Kern mit einem solchen Lebensbild sich vereinigt, beginnt ein neuer Kreislauf irdischen Lebens. Wenn Faust also vor der Reise ins Mutterreich ahnungsvoll sagte:

In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden

so erfasst er damit das Richtige: „Nichts" bedeutet hier natürlich nur dasjenige, was in der Erscheinungswelt ein Nichts zu sein scheint, das aber in Wirklichkeit der Urgrund des ganzen „All" ist, nämlich das von Raum und Zeit unabhängige, rein Geistige. So fügt sich diese so schwer zu erklärende Stelle zwanglos ein in den philosophischen Gedankengang der Dichtung seit dem Prolog im Himmel.

Und nun lässt Goethe bald darauf seinem dichterischen Beweise auch die Gegenprobe folgen. Wie Faust, von rasender Liebesleidenschaft zur Helena erfasst, von seinem teuflischen Gehülfen in das Studierzimmer des ersten Aktes zurückgebracht wird, zeigt sich dort Wagner beschäftigt damit, den höchsten Triumph des Materialismus herbeizuführen, indem er künstlich

auf chemischem Wege im Destillierkolben einen Menschen herzustellen sucht.

Nun lässt sich wirklich hoffen,
Dass, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Mischung — denn auf Mischung kommt es an —
Den Menschenstoff gemächlich komponieren,
In einem Kolben verlutieren
Und ihn gehörig kohobieren,
So ist das Werk im Stillen abgethan.

Das ist also das Gegenteil der Goetheschen Weltanschauung in Faust. Nur das rein Stoffliche, nur das Irdische, nur das Vergängliche soll hier zusammengebraut werden, und der Dichter zeigt, dass daraus kein wirklich lebendes Wesen entstehen kann. Nur durch den Zauberspuk des Mephistopheles erhält Homunkulus, das Menschlein, ein vorübergehendes Scheindasein. Aber, wie er Faust und Mephistopheles zu mitternächtiger Stunde auf das Schlachtfeld von Pharsalos in die klassische Walpurgisnacht führt, da hat er nur den einen Wunsch: zu erfahren, wie er aus diesem Scheindasein zu einem wirklichen Leben gelangen könne. Er, das armselige Kunstprodukt in der leuchtenden Flasche, fragt bei den Geistern aller griechischen Weisen an, wie er es anfangen könne, naturgemäss zu entstehen, und stürzt sich schliesslich selber in das Meer, das er mit Thales für den Urgrund alles Gewordenen hält — um nun die lange Reihe des Werdens, die von den anorganischen Stoffen über niedere und höhere Lebewesen hinweg bis zum Menschen führt, für seine Person durchzumachen. Er fühlt eben, dass er nur Stoff ist und sich mit dem Urstoff wieder vereinigen muss, damit ein lebendiger Gedanke aus dem Reich der Mütter sich mit ihm vereinige und ihn zur Stufe des wirklichen Werdens emporhebe.

Auch die Helenatragödie im dritten Akt des zweiten Teiles enthält Anspielungen genug auf die Unsterblichkeit, so zum Beispiel in dem Augenblicke, wo der junge Euphorion, der Sohn des Faust und der Helena, im Todessturz zu den Füssen seiner Eltern niedersinkt und es da heisst: das Körperliche verschwindet sogleich, die Aureole steigt wie ein Komet zum Himmel auf, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen. Und aus der Tiefe herauf ruft der Knabe:

Lass mich im düstern Reich,
Mutter, mich nicht allein!

Merkwürdig ist aber, dass Euphorion so nicht nur nach dem Tode fortlebt, sondern auch schon vor seiner Geburt aus dem Schosse der Helena vorhanden war, als Knabe Lenker, im grossen Maskenfestzug im ersten Akt des zweiten Teils. Goethe hat darüber selbst zu Eckermann gesagt: „Derselbe Geist, dem es später beliebt, Euphorion zu sein, erscheint jetzt als Knabe Lenker, und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig sein und zu jeder Stunde hervortreten können!"

Wenn Goethe hier auch nicht, wie er selber angiebt, die Poesie hätte symbolisieren wollen, so würde es doch zu seiner Weltanschauung passen, dass die geistige Idee des Euphorion schon vorhanden war im Reiche der Mütter, ehe sie, mit dem Körper vereinigt, in die Erscheinungswelt trat. Ein neues Bild dieses Urreiches des Geistigen ist es nur, wenn Helena in griechischer Bildersprache erklärt, dass sie nun mit ihrem Knaben zurückkehren müsse in das Reich der Persephoneia.

Ein interessantes, neues Licht aber auf den Unsterblichkeitsgedanken wirft das Benehmen des zurückbleibenden Chors der Helena. Die Führerin erklärt:

> Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
> Gehört den Elementen an, so fahret hin.
> Mit meiner Königin zu sein verlangt mich heiss;
> Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person.

Wahrt uns die Person! Das Bewusstsein seiner persönlichen Unsterblichkeit hat also nur ein Mensch, der auf geistigem oder sittlichem Gebiete sich zu einem Charakter ausgebildet hat! Es erinnert das an eine Briefstelle, die ungefähr um dieselbe Zeit, da Goethe dies dichtete, Wilhelm von Humboldt an Schillers Schwägerin Caroline schrieb, und an die ganz ähnlichen Gedanken von Ibsens Märchenschauspiel Peer Gynt. Vieles Andere könnte ich hier als Vergleichstellen anführen, wenn mir der Raum nicht mangelte.

Aber am klarsten werden uns Goethes Vorstellungen doch in dem Augenblicke, wo er seinen Helden sterben lässt. Freilich spricht Faust kurz vor seinem Tode, wie die Sorge gespenstisch in sein Haus eingedrungen ist und er, von Gewissensbissen über die Ermordung von Philemon und Baucis zernagt, den Gedanken verwünscht, dass er sich jemals in Zauberei eingelassen hat — die oft angeführten Worte:

Thor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet,
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was sich erkennt, lässt sich ergreifen
u. s. w.

Aber er schliesst melancholisch damit, dass ein solcher Mensch in jedem Augenblick unbefriedigt sein würde, und die Sorge, die ihn gleich darauf blendet, ruft auch mit Bezug auf diese Abkehr Fausts vom Ewig-Geistigen ihm die Worte zu:

Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauste, werde Du's am Ende!

Dass Faust sich in diesem Schlussbekenntnis geirrt hat, fühlt er in dem Augenblick, wo ihm das äussere Licht erlischt.

Allein im Inneren leuchtet helles Licht;

Und wie er bald darauf stirbt, erfährt seine Seele an sich selbst das ewige Leben. Es ist geradezu spasshaft, wie Mephistopheles sich bemüht, die entfliehende Seele des Faust zu erhaschen.

„Wann, wie und wo, das ist die leidige Frage“; so ruft er verzweifelt, und während er meint, dass früher die Seelen stets zum Munde hinausgefahren seien, fordert er jetzt seine Unterteufel auf:

Hier unten lauert, ob's wie Phosphor gleisst:
Das ist das Seelchen, Psyche mit den Flügeln;
Die rupft ihr aus, so ists ein garst'ger Wurm;
Mit meinem Stempel will ich sie besiegeln,
Dann fort mit ihr im Feuerwirbelsturm.
Passt auf die niederen Regionen
Ihr Schläuche, das ist eure Pflicht:
Obs ihr beliebte, da zu wohnen,
So akkurat weiss man es nicht.
Im Nabel ist sie gern zu Haus;
Nehmt es in Acht, sie wischt euch dort heraus.
Ihr Firlefanze, Flügelmänn'sche Riesen,
Greift in die Luft, versucht euch ohne Rast;
Die Arme strack, die Klauen stark gewiesen,
Dass ihr die Flatternde, die Flüchtige fasst.
Es ist ihr sicher schlecht im alten Haus,
Und das Genie, es will gleich oben aus.

Diese köstliche Satyre, bei der Mephistopheles als alter, erfahrener Seelenräuber doch wohl ein wenig aus der Rolle fällt, thut noch einmal aufs glänzendste dar, wie der seelische Urgrund

der menschlichen Erscheinung nicht das Geringste zu thun hat mit dem sinnlich Wahrnehmbaren. Der Teufel, als eine rechte Sinnennatur, vermag das wahrhaft Übersinnliche eben nicht zu verstehen, und während er in lächerlicher Dummschlauheit alle materiellen Ausgänge des Körpers sorgfältig überwachen lässt, wird ihm nicht begreiflich, dass die Seele nirgends herauszufahren braucht, weil sie eben gar nicht im Körper eingeschlossen war. Im Gegenteil ist sie die wirkende Ursache für die Existenz des Körpers, und mit seinem Verfall lebt sie ganz von selbst in dem raum- und zeitlosen Reich der Mütter. Ist dieses nun wirklich ein Reich? Liegt es wirklich irgendwo? Schon diese Frage wäre ja thöricht, wenn man eben vom Raumlosen spricht. Im Gegenteil, der freie Geist ist überall und nirgends, er empfindet nicht mehr, wie der irdisch lebende Mensch, ein Nacheinander oder ein Nebeneinander. Und dass die geistigen Ursachen der Körper ein Reich für sich haben, von dem sie ausgehen und in das sie zurückkehren, ist eben auch nur dichterische Bildersprache, um das, was völlig unvorstellbar ist, der Vorstellung einigermassen näher zu bringen.

Und aus demselben Grunde wählt Goethe in den letzten Szenen die Vorstellungen der christlich-katholischen Symbolik. In der tiefsten Region des Himmels ist Pater Profundus, der Vertreter derjenigen abgeschiedenen Geister, die noch tief im Irdischen stecken. Ihm tritt alles Rein-Geistige noch in Erscheinungsformen vor das seelische Auge. Er weiss, dass Wassersturz und Blitz nur Liebesboten der schaffenden Geistesmacht sind, aber er empfindet sie noch als Blitz und Wassersturz, weil er sich noch in einem Zustand befindet

> Wo sich der Geist, verworren, kalt,
> Verquält in stumpfer Sinne Schranken,
> Scharf angeschlossenem Kettenschmerz.

Die seeligen Knaben, die von der Erdenwelt noch nichts wahrgenommen haben, sehen diese irdischen Erscheinungen gar nicht, und der in der mittleren Region befindliche Pater Seraphius muss ihnen, die nur die Ideen der Dinge wahrzunehmen vermögen, erst diese Ideen in die irdischen Bilder von Wasserstrom und Felsensturz übersetzen, während der auf- und abschwebende Pater Extaticus die ihm noch anhaftende Vorstellung seines Körpers durch Gegenvorstellung körperlicher Vernichtung zu bekämpfen

sucht, um den „Kern der ewigen Liebe“, den er in sich empfindet, nach Verflüchtigung alles Nichtigen zum „Dauerstern“ zu machen. Und wie die Engel Fausts Unsterbliches hereintragen und es zunächst den seeligen Knaben zur Einführung in diese neue Welt übergeben, da wundern sich diese, wie schnell es sie überwächst. Während sie nämlich früh vom irdischen Leben — den Lebechören — getrennt wurden, so hat Faust auf der Erde den Stoff überwinden gelernt, und dadurch gewinnt die ganze Weltanschauung ihren höchsten Sinn. Das Rein-Geistige verbindet sich darum mit dem Stofflichen zur vorübergehenden Erscheinung, um in diesem Kampfe sich selbst recht zum Bewusstsein seines eigenen geistigen Wesens zu bringen. Wem das nicht gelingt, der sinkt in den Zustand der Bewusstlosigkeit zurück, wie etwa der Chor der Helena, wer aber, wie Faust, sich im irdischen Dualismus niemals von seinem Urquell abziehen liess, dem ist, gleich wie der Chorführerin der Helena, auch im freien Geistesleben „die Person“ gewahrt; der führt ein persönlich bewusstes Fortleben. Das irdische Leben ist nur ein scheinbares:

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Erst in der rein geistigen Existenz, wenn es dem Schwanken der stofflichen Erscheinung entwachsen ist, wird das bis dahin Unzulängliche zum wirklich Thatsächlichen.

Das Unzulängliche, hier wirds Ereignis.

So ist in der Faustdichtung das Unbeschreibliche gethan, das heisst, vorgeführt worden, nämlich der unvorstellbare, wahrhaft seiende, rein geistige Urgrund des Vergänglichen; und wiederum an Plato mit seiner dreifachen Stufenfolge der Liebe erinnert es, wenn Faust von der naiv-sinnlichen Liebe zum irdischen Gretchen über die geistreich bewusste Liebe zur wiedererweckten Helena endlich zur selbstlosen, allumfassenden Gottesliebe aufsteigt, die ihm in der verklärten Gestalt seines Gretchen am Himmelsthron symbolisch begegnet, wie dem Dante seine Beatrice. Denn, wo der Geist nicht mehr an den Stoff gebunden ist, da kennt auch die Liebe keine Sinnentriebe mehr und so ist denn auch die irdische Liebe nur eine Vorstufe der rein geistigen, die uns hinanzieht, wie die Welt der Erscheinung nach Goethes Faust-Gedanken und nach dem Gedanken Platons nur ein Gleichnis der wahrhaft lebenden Geisteswelt ist.

Die Anfänge der Renaissance und die Kultgesellschaften des Humanismus im 13. und 14. Jahrhundert.

Von

Ludwig Keller.

Die geschichtlichen Anfänge der grossen Blütezeit des abendländischen Geisteslebens, die wir heute unter dem Namen der Renaissance zusammenfassen, reichen bis zu den gewaltigen Kämpfen zurück, die das Zeitalter Papst Bonifaz VIII. und Kaiser Ludwigs des Bayern im 13. und 14. Jahrhundert bewegten.

Gerade in dem Augenblick, wo die Nachfolger der römischen Kaiser, die Päpste, die Herrschaft über alle Völker und Könige der abendländischen Christenheit erreicht hatten, erhoben sich neue Kräfte, die die geistige und politische Weltherrschaft des Klerus ernstlich bedrohten. Die aufstrebenden Staaten und deren Fürsten wie nicht minder die meisten Städte, die in ihrem Bereich Hoheitsrechte übten, fühlten sehr wohl, dass die Hierarchie ihrer vollen Selbständigkeit stets entgegentreten werde, und die Gefahr, in der sie diesem übermächtigen Gegner gegenüber schwebten, führte in manchen Fällen dahin, dass sie sich zu gemeinsamer Abwehr verbanden.

Überall, wo dies gelang, zeigte es sich, dass die verbündeten Mächte wertvolle Kampfgenossen in den festgeschlossenen Gewerkschaften und Gilden der Städte besassen, die seit dem 13. und 14. Jahrhundert im ganzen Abendlande, besonders aber in den führenden Städten Italiens, in einem grossen Aufschwunge begriffen waren. Diese Gewerkschaften waren seit den gewaltigen Religionskämpfen des 13. Jahrhunderts, besonders seit den blutigen Albigenser-Kriegen (1208—1229), für zahlreiche geistige Kräfte, die sich aus der grossen Katastrophe gerettet hatten, zur Rückzugslinie geworden, und die Mehrzahl der bestehenden Gilden, zumal die vornehmeren Gewerke, bei denen sich von jeher auch Mitglieder des städtischen wie des ländlichen Adels gern hatten einbrudern lassen, hatten dadurch seit dem 13. und 14. Jahrhundert im gesellschaftlichen und politischen Leben der Städte eine gesteigerte Bedeutung gewonnen.

Besondere Umstände haben es mit sich gebracht, dass die Kämpfe der Republik Florenz für die Entwickelung der Dinge, die wir hier zu betrachten haben, von ausschlaggebender Bedeutung geworden sind. Der vornehmste Grund dieser Thatsache ist wohl in der geistigen Bedeutung der Männer zu suchen, die von hier aus die Führung der Gesinnungsgenossen aller anderen Länder übernahmen; aber es darf auch nicht übersehen werden, dass das aufblühende Florenz das Glück hatte, ein kräftiges Zusammenwirken der grossen Adelsfamilien mit der aufstrebenden Bürgerschaft zu erreichen: die kämpfenden Gewerke fanden in den Geschlechtern der Alberti und der Medici gleichsam das Schwert und in Männern wie Dante und Petrarca gleichsam den Schild, dessen sie zur siegreichen Durchführung des Kampfes wider ihre mächtigen Gegner bedurften.

Gleichwohl darf man zweifeln, ob die Durchsetzung der neuen Weltanschauung, die die Unterlage für die Verschiebung der Machtverhältnisse bilden sollte, möglich geworden wäre, wenn nicht gerade in Florenz starke Zusammenhänge mit der griechisch-morgenländischen Welt, die sich von dem geistigen Übergewicht der römischen Kirche unabhängiger erhalten hatte, vorhanden gewesen wären. Die Träger dieses Zusammenhanges waren neben anderen Organisationen eben die Gilden, auf deren Verfassung der wirtschaftliche und politische Aufschwung der Stadt beruhte. Indem gerade durch sie die Handels- und Geschäftsbeziehungen zwischen dem Morgenlande und dem Abendlande vermittelt wurden, kamen zugleich mit den Schätzen des Orients auch dessen Litteratur und Kunst wieder nach Italien, zunächst vor allem an den Sitz dieses Handels, eben nach Florenz[1]).

Dasjenige Gewerbe, das im Abendland früher als alle übrigen über die Stufe des bisher herrschenden Kleinbetriebes hinauswuchs, war die Textil-Industrie. Die Weber, zunächst die Wollenweber, dann aber auch die Seidenweber, waren es, die sich einen Weltmarkt schufen, und einer ihrer vornehmsten Sitze war Toscana.

Uralte Zusammenhänge verbanden dieses wichtige Gewerbe mit den entsprechenden Betrieben der morgenländischen Völker, unter denen dieser Erwerbszweig schon vor Jahrhunderten, ja

---

[1]) Die Entwickelung des Florentiner Zunftwesens ist neuerdings mehrfach eingehend untersucht worden; s. besonders Alfred Doren, Entwickelung und Organisation der Florentiner Zünfte im 13. und 14. Jahrhundert (Staats- u. sozialwissenschaftliche Forschungen, herausg. von G. Schmoller, Bd. XV [1897], Heft 3 und die daselbst angeführten Quellen). — Auf die Bedeutung der Florentiner Zünfte für die gesamte Entwickelung des Staatswesens hat zuerst Villari in seinen vortrefflichen Arbeiten nachdrücklich hingewiesen.

vielleicht vor Jahrtausenden eine hohe Stufe der Vervollkommnung in künstlerischer und technischer Beziehung erreicht hatte. Indem jetzt die abendländischen Nationen, gestützt auf ihr militärisch-politisches Übergewicht, in der griechisch-orientalischen Welt als Mitbewerber auftraten, ward das alte Band von neuem befestigt und es ergab sich ein fruchtbarer Wechselverkehr, der durch den Wettbewerb eher gesteigert als unterbunden wurde. Indem die Ausfuhr ein wesentlicher Teil des Gewerbes wurde, gewann in den grossen Webereien Toscanas auch die kaufmännische Seite des Geschäfts eine gesteigerte Bedeutung; im Verkehr mit dem Orient gewannen die Florentiner Grosskaufleute einen Einblick in das gewerbliche wie in das geistige Leben dieser Kultur-Länder, die die Überlieferungen der antiken, griechisch-orientalischen Weisheit bewahrt hatten. Wenn die Vertreter eines grossen, wirtschaftlich unabhängig dastehenden Gewerbes sich zu Vermittlern dieser Gedankenwelt für das Abendland machten, rückte die Möglichkeit in den Gesichtskreis, dass neben der Weltanschauung der römischen Kirche eine neue Allgemeinbildung sich durchsetzte, die auf selbständigen Grundlagen beruhte.

Im Bunde mit der Textil-Industrie erscheint frühzeitig die Zunft der Goldwirker und Goldarbeiter, die als Vertreter des vornehmsten Luxusgewerbes allmählich zu wachsendem Ansehen gelangten. Es ist kein Zufall, dass späterhin die berühmtesten Künstler der Republik, wie Brunelleschi, Ghiberti, Orcagna, Luca della Robbia, Ghirlandajo und andere ihre Laufbahn als Goldschmiede und damit zugleich in enger gewerblicher und persönlicher Verbindung mit den Webern begonnen haben.

Der Gewerbfleiss und die Handelsthätigkeit schufen sich wichtige Organe in den grossen Banken, die den Geldverkehr vermittelten und die den Wohlstand der Bevölkerung durch den Kredit, den sie besassen und gewährten, sehr wirksam förderten. Diese Banken und ihre Leiter bildeten in Gemeinschaft mit den Grosskaufleuten die Gilde der Wechsler und ihre steigende Macht brachte es mit sich, dass gerade diese Zunft allmählich einen starken Einfluss auf die innere wie die äussere Politik der Handelsstadt erlangte. In kluger Berechnung pflegten diese Geldinstitute auch den geistigen Kräften, die sich regten, zumal den Künstlern, eine thätige Teilnahme zu schenken[1]).

In demselben Umfang, in welchem der Reichtum der erwerbsthätigen Stände zunahm, gewann mit der wachsenden Bauthätigkeit der grossen Städte auch die Gewerksgenossenschaft

---

[1]) Die Zunft der Wechsler liess z. B. in ihrem Gildehaus ein berühmtes Kunstwerk Donatellos aufstellen (s. Vasari, Leben der Maler etc. Übers. v. Schorn 1837 ff. II, 175).

der Bauleute und der mit ihnen eng verschwisterten Kunsthandwerker, Künstler und Mathematiker — man fasste diese Wissenszweige unter dem Namen der Geometrie zusammen — an Bedeutung.

Ähnlich wie die Gewerksgenossenschaften der Weber besassen auch die Bauinnungen des Abendlandes uralte Überlieferungen, die auf den Orient, zumal auf Egypten und Griechenland, zurückwiesen. Aber seit alten Zeiten bestand zwischen den örtlichen Gilden und den Baukorporationen ein wesentlicher Unterschied: während erstere frühzeitig eine öffentlich-rechtliche Stellung und einen gesetzlichen Anteil an der Stadtverwaltung erlangten, blieben die Bauinnungen bis in das 16. Jahrhundert hinein Verbände, die ausserhalb staatlicher oder städtischer Verfassungen und Ordnungen standen und den Charakter einer freien Genossenschaft bewahrten, einer Genossenschaft, die sich in grosse nationale Gruppen gliederte und deren Angehörige sich zu örtlichen Organisationen meist nur dort zusammenfanden, wo die Ausführung grosser Bauten die Vereinigung notwendig machte. Diese Eigenart der Genossenschaft brachte es mit sich, dass sie eine grössere wirtschaftliche und geistige Selbständigkeit als alle anderen Gewerke besass und dass sie neben diesen grossen Machtfaktoren zu einem selbstbewussten Ganzen heranwuchs.

Die Überlieferungen der Bauhütte berichten, dass in allen Jahrhunderten mächtige Bauherren, Könige, Herzoge, Fürsten und Grafen Mitglieder des Bundes gewesen seien, und die neueren Forschungen haben bestätigt, dass diese Traditionen den geschichtlichen Thatsachen grossenteils entsprechen[1]). In der That ergab sich dort, wo die aufstrebenden fürstlichen Gewalten sich ihrer gemeinsamen Interessen mit den Städten gegenüber weit gefährlicheren sonstigen Gegnern bewusst wurden, der Anschluss an die vornehmste, einflussreichste und unabhängigste Organisation sozusagen von selbst, und es ist völlig zweifellos, dass manche Landesherren, die die Mitgliedschaft nicht selbst erwarben, doch sonstige geeignete Wege zur Herbeiführung eines engen Zusammenschlusses gefunden haben.

Der Besitz vieler besonderer Kenntnisse auf dem Gebiete der mathematisch-technischen Wissenschaften sicherte dem Bunde auch eine Stellung im geistigen Leben, und es war natürlich, dass das Gewerk diesen Besitz vor Unberufenen durch sorgfältige Geheimhaltung zu schützen und seine Fortpflanzung auf die jüngeren Geschlechter sicher zu stellen suchte.

Andererseits lässt sich beobachten, dass gerade diese Organisation, die halb eine Kunst, ja in gewissem Sinn eine Akademie

---

[1]) Ludw. Keller, Die Reformation und die älteren Reformparteien. Leipzig, S. Hirzel 1885 S. 95 ff. S. 209 ff.

aller Künste und technischen Wissenschaften war, stets unter der Eifersucht der kirchlichen Wissenschaft und Kunst zu leiden gehabt hat, die in manchen Zeitabschnitten, offenbar unter dem Einfluss des Kampfes um die Weltanschauung und um die politische Macht, sich bis zu offener Feindseligkeit steigerte. Ueberall, wo die Kirche auf die Staatsgewalten, auch in den freien Städten, Einfluss besass, hat sie planmässig dahin gewirkt, dass die Bauhütten auf die Stufe der örtlichen Zunftgenossenschaften herabgedrückt wurden und dass ihnen die Aufnahme von Liebhabern des Handwerks untersagt wurde. Man weiss, dass dieser Kampf im 17. und 18. Jahrhundert mit der Durchsetzung dieser Forderung zum Nachteil der alten Hütten-Verfassung geendet hat[1]).

Diese schliessliche Niederlage der alten Steinmetz-Bruderschaft ist wohl die Ursache geworden, dass die neuere Geschichtsforschung auch für deren einstige Bedeutung bisher wenig Verständnis an den Tag gelegt hat. Nur wenige Historiker haben es erkannt und ausgesprochen, dass für die Erkenntnis der Geistesgeschichte der mittleren Jahrhunderte diese „Kunst“ erhebliche Bedeutung gewonnen hat[2]).

Die gegen die Weltherrschaft der Hierarchie im Kampfe stehenden Kräfte wären bei der vielfachen Verschiedenheit ihrer Interessen zu einer gemeinsamen Aktion noch weniger befähigt gewesen, als sie es durch die Trennung der Stände ohnedies waren, wenn sie sich nicht auf einem gemeinsamen Boden und in einer sehr eigenartigen Organisation zusammengefunden hätten, die Mitglieder aller Stände und Berufsarten, Adlige, Bürgerliche, Laien und einzelne Geistliche, ja sogar regierende Häupter und Fürsten durch ein gemeinsames Band vereinte.

Nähere Nachrichten über diese Verbände besitzen wir bezeichnenderweise für die älteren Zeiten lediglich aus den Beschlüssen der Konzilien und den Erlassen der römischen Kurie, in welchen dieselben verboten und die Teilnahme daran unter schwere Strafen gestellt wird.

Das Konzil, welches zur Zeit Innocenz’ IV. im Jahre 1248 zu Valence abgehalten worden ist und das besonders auch für die Behandlung der Häretiker Richtlinien zu geben versucht hat, beschäftigt sich eingehend mit diesen „Brüderschaften“, die

---

[1]) Näheres bei Keller a. a. O.

[2]) In seinen „Vermischten Schriften“, Lpz. 1856 S. 158, sagt August Reichensperger (in diesen Dingen gewiss ein unverdächtiger Zeuge): „So entwickelte sich, zugleich mit den übrigen städtischen Gewerken, jene grossartige Korporation (der Bauhütte), die auf dem Kunstgebiete eine Art Universalherrschaft ausübte“.

durch Eide und Gelübde verbunden waren, und bestimmt unter Zustimmung aller anwesenden Prälaten, dass die bestehenden „Sozietäten und Confratrien“ der Adligen und Bürger und anderer, die in den Städten, Schlössern und Dörfern wohnen, aufgelöst und kassiert, die Gelübde ungültig und die Mitglieder zur Busse verpflichtet sein sollen, dies alles bei Strafe der Exkommunikation. Zur Begründung dieser Massregel beziehen sich die versammelten Väter auf ältere Bestimmungen der kirchlichen Kanones und auf die Konstitutionen von Konzilien, die durch Legaten des Apostolischen Stuhls geleitet worden seien, die jene Sozietäten, Brüderschaften und Verbände, „unter welchen Namen dieselben auch auftreten“, missbilligt, verboten und kassiert hätten [1]).

Wenn die versammelten Prälaten geglaubt hatten, dass infolge dieses Dekrets jene Brüderschaften sich auflösen würden, so hatten sie sich getäuscht; denn das Konzil, das im Jahre 1282 zu Avignon tagte, sah sich genötigt, in der gleichen Angelegenheit verschärfte Massregeln zu ergreifen. Auch in den Dekreten dieses Konzils wird auf ältere Bestimmungen der Kirche Bezug genommen, und es wird bestätigt, dass Mitglieder aller Stände den Brüderschaften angehörten. Auch ward die Pflicht der gegenseitigen Denunziation den Reumütigen streng eingeschärft [2]).

Aus diesen wie aus späteren Beschlüssen, die ausdrücklich auf die seit alten Zeiten bestehenden Sozietäten Bezug nehmen, erhellt, dass es sich hier um alte Kämpfe handelt, in denen die Kurie trotz der gewaltigen Machtmittel, über die sie auf dem damaligen Höhepunkt ihres Einflusses verfügte, und trotz des Nachdrucks, mit dem sie die Sache aufgriff, ihren Zweck nicht erreicht hatte. Es geht aber daraus zugleich hervor, dass es sich bei den Brüderschaften nicht um beliebige lokale Vereine, sondern um weitverbreitete starke Organisationen handelte, die die ernste Aufmerksamkeit aller kirchlichen Instanzen notwendig machten.

Die Massregeln, die in den folgenden Menschenaltern in der gleichen Sache von der Kirche getroffen wurden, bestätigen die Wichtigkeit, die man den Sozietäten beilegte, und sie machen es uns zugleich möglich, den eigentlichen Charakter der Brüderschaft und die Gründe des heftigen Widerspruchs, den die Kirche und die Konzilien erhoben, klarer zu erkennen. Ein späteres Konzil zu Avignon, nämlich das des Jahres 1327, hielt die Erneuerung der früheren Erlasse für erforderlich, und bei dieser Gelegenheit gab es eine nähere Charakteristik des verbotenen Bundes.

Nach diesem Erlass gab es in verschiedenen Kirchenbezirken Sozietäten, die durch die kirchlichen Gesetze verboten waren;

---

[1]) Philipp Labbeus et Gabr. Cossartius, Sacrosancta Concilia etc. ed. Nic. Coletus. Venetiis 1728 ff. Vol. XIV, Sp. 117 f.

[2]) Labbeus a. a. O. Vol. XIV, Sp. 759.

diese Gesellschaften hielten unter dem Namen von Brüderschaften Versammlungen und wählten einen Oberen, dem sie in allen Dingen Gehorsam gelobten. Bei ihren Versammlungen, in denen auch Beratungen stattfanden, veranstalteten sie Festmahle; sie pflegten sich durch Eide oder Gelübde zu gegenseitiger brüderlicher Hilfeleistung zu verpflichten.

Bisweilen, d. h. bei einigen ihren Versammlungen, kommen alle Mitglieder in gleicher Bekleidung zusammen unter Anwendung gewisser Zeichen und symbolischer Figuren und Bilder.

Ihre Konventikel, ihre Verträge, Satzungen und Ordnungen sollen aufgelöst und nichtig sein.

Es sollen von nun an — so befehlen die zum Konzil versammelten Väter — unter schweren Strafen alle Zusammenkünfte, jede Unterredung, jede gegenseitige Hilfe und Dienstleistung, jede Bekleidung, die Zeichen der verbotenen Sache trägt, der Gebrauch des Bruder-Namens und die Anwendung von Bezeichnungen der Beamten der Sozietäten als Prioren, Äbte u. s. w. untersagt sein, gleichviel welchen Ständen und Gesellschaftsklassen die Mitglieder angehören.

Durch dieses Dekret aber, heisst es am Schluss, sollen diejenigen Brüderschaften, die vor Zeiten zur Ehre Gottes, der Jungfrau Maria und anderer Heiliger zum Zwecke der Liebesthätigkeit gegründet worden sind, und die den Gebrauch von Eiden nicht kennen, keineswegs verboten sein[1]).

---

[1]) Labbeus a. O. Vol. XV, Sp. 302 f.

XXXVIII. De Societatibus, colligationibus, quas confratrias appellant, radicitus extirpandis.

Item, quia in quibusdam nostrarum provinciarum partibus nobiles plerumque et interdum alii colligationes, societates, conjurationes faciunt, tam canonibus quam humanis legibus interdictas, semel in anno sub confratriae nomine se in loco aliquo congregantes, ubi conventicula et colligationes faciunt et pacto juramento vallata ineunt, quod se adversus quoscunque, praeterquam dominos suos, ad invicem adjuvent et in omni casu unus alteri det auxilium consilium et favorem; et interdum se omnes veste consimili cum signis aliquibus exquisitis vel charakteribus inducentes, unum majorem se eligunt, cui jurant in omnibus obedire: ex quibus justitia offenditur, mortes et depraedationes sequuntur, pax et securitas exulant, innocentes et inopes opprimuntur et ecclesiae et ecclesiasticae personae, quibus tales oppido sunt infesti, in personis, rebus, juribus et jurisdictionibus injurias diversas et damna plurima patiuntur. Nos volentes his ausibus et conatibus pestiferis ex templo occurrere et de remedio possibili providere et a peccato subditos nostros, prout pastorali incumbit officio, cohibere, autoritate praesentis concilii omnes conventiculas, colligationes, societates et conjurationes, quas fraternitates vel confratrias appellant ab olim factas per clericos vel laicos, cujuscunque gradus, status, digni-

Weder die Beschlüsse des Jahres 1248 noch die von 1282 und 1327, noch die gleichlautenden, hier nicht näher erwähnten Dekrete des Konzils von Bordeaux vom Jahre 1255 [1]), geben irgend eine Andeutung, zu welchen Zwecken diese Brüderschaft, ihre Organisation, ihre Gelübde, ihre Zeichen und Symbole geschaffen waren, oder was den Inhalt ihrer Arbeiten, ihrer Versammlungen und ihrer Beratungen bildete. Das ist um so auffallender, weil der Zweck derjenigen Brüderschaften, welche das Edikt frei lässt, kurz und klar angegeben wird. Als Merkmal der verbotenen Gesellschaften werden die Gelübde bezeichnet.

Die Thatsache, dass in diesen Sozietäten — der Name Societates kehrt in allen Konzils-Dekreten gleichmässig wieder — Angehörige aller Stände sich zusammenfinden, liefert den Beweis, dass dieselbe nicht zur Verteidigung von Standesvorrechten oder Interessen, auch nicht zu Erwerbszwecken irgend einer Art begründet worden sein können; um die Erkämpfung wirtschaftlicher, sozialer oder politischer Vorteile kann es sich also nicht gehandelt haben.

Es ist in dieser Richtung sehr bezeichnend, dass die Brüderschaften zwar wohl in den Erlassen der Konzilien als verdammenswerte Verbände auf der gleichen Linie und oft im gleichen Atem mit den Gemeinden der „Häretiker“ genannt, dass sie aber in den politischen und sozialen Kämpfen der Zeit von den Gegnern nicht erwähnt werden, mithin als solche daran offenbar nicht beteiligt gewesen sind.

---

tatis vel conditionis existant, necnon et pacta conventiones, ordinationes inter eos habitas et habita irritamus, dissolvimus et cassamus; et cassos et irritos et cassa et irrita nunciamus: decernentes, omnia juramenta super observandis praedictis praestita aut illicita aut temeraria et nullam teneri volumus ad observantiam eorum: a quibus juramentis eos absolvimus ad cautelam. Ut tamen pro invanto seu temerario sacramento a suis confessoribus poenitentiam recipiant salutarem: autoritate praedicta prohibentes eisdem, sub excommunicationis poena (quam venientes in contrarium, postquam praesens statutum in ecclesiis quarum parochiani existant, fuerit per duos dies Dominicos publicatum incurrere volumus ipso facto), quod occasione praedictorum colligationum, societatum, conventionum et juramentorum, ab inde in antea simul non conveniant, hujusmodi confratrias non faciant, alteri non obediat nec praestet adjutorium nec favorem, nec vestes signa rei jam damnatae praebentes, deferant, nec se confratres, priores, abbates praedictae societatis appellent. Quinimo infra decem dies (folgen Strafbestimmungen) . . . . Per hoc autem confratrias olim in honorem Dei et beatae Mariae et aliorum sanctorum pro subsidiis Pauperum inductas, in quibus conjurationes et juramenta non interveniunt hujusmodi, non intendimus reprobare.

[1]) Labbeus a. O. Vol. XIV, Sp. 181 f.

Gleichviel aber, ob in einzelnen Fällen eine solche Beteiligung eingetreten sein mag, so ist doch bisher keine einzige staatliche Massregelung dieser Brüderschaft nachgewiesen worden. Indem die Kirche es war, die mit ihren Gesetzen und Organen eingriff, wird bewiesen, dass gerade sie vom Standpunkte derjenigen Interessen, deren Schutz und Vertretung sie übernommen hatte, nämlich vom Standpunkte der kirchlichen Rechtgläubigkeit und Herrschaft aus, sich verpflichtet hielt, vorbeugend einzuschreiten.

Der Gebrauch des Bruder-Namens deutet klar darauf hin, in welcher Richtung die Ursachen des Widerspruchs der Kirche zu suchen sind. Indem in diesen Verbänden Angehörige verschiedener Stände als Brüder, d. h. auf dem Fusse der Gleichberechtigung verkehrten, bekannten sie sich zu dem Grundgedanken der Kultgenossenschaften des Humanismus aller früheren Jahrhunderte, die in dem menschlichen Geschlecht eine grosse Familie erkannten und in Gott den Vater aller Menschen verehrten. Damit waren die Idee der Humanität und der Grundsatz der Freiwilligkeit, welcher die Forderung der Gewissensfreiheit einschloss, wie nicht minder die Lehre von dem unendlichen Wert der Menschenseele und dem Recht der Persönlichkeit von selbst gegeben, mithin eine Reihe von Gedanken und Forderungen, die zu den Grundsätzen der römischen Kirche in einem tiefen Gegensatz standen und deren Durchführung die letztere, wenn sie sich selbst nicht aufgeben wollte, mit Ernst und Nachdruck bekämpfen musste.

Unter den einzelnen Bestimmungen der Dekrete ist die zweimalige Erwähnung der besonderen Bekleidung, welche die Brüder bei gewissen Versammlungen trugen, und der wiederholte Hinweis auf bestimmte Zeichen, die in Gebrauch waren, äusserst auffällig und nur verständlich, wenn die Bischöfe und Prälaten darin ein wesentliches Kennzeichen und ein Unterscheidungsmerkmal von anderen Sozietäten erkannten. In der That sind die in dem Text gebrauchten Ausdrücke Signa exquisita und Charakteres schon deshalb merkwürdig, weil sie im Sprachgebrauch der Zeit gewisse Handzeichen und Griffe, sowie symbolische oder geheime Figuren und Bilder zu bezeichnen pflegen [1]).

Daraus ergibt sich, dass die verbotenen Sozietäten nur Eingeweihten zugänglich waren und dass dieselben den Zutritt zu ihren Versammlungen denjenigen nicht gestatteten, die jene Zeichen nicht kannten und die vorgeschriebene Bekleidung nicht besassen. Wozu waren diese Vorkehrungen nötig, wenn man hoffen konnte, dass der Inhalt der Arbeiten die Gutheissung der Kirche finden werde? Und wie kommt es, dass diese Arbeiten trotz der augenscheinlichen Gefahren, die den Brüdern von übermächtigen Gegnern

---

[1]) Ducange, Lexicon mediae et infimae Latinitatis. Ausg. v. 1886 s. v. Signa exquisita und Charakteres.

drohten, immer wieder Verteidiger und Anhänger fanden, wenn es sich nicht um Dinge handelte, die für den Einzelnen Wert besassen, solchen Wert, dass man die Strafen, denen man sich aussetzte, gering achtete?

Beachtung verdient auch die Bestimmung der Dekrete, wonach der Gebrauch der Namen „Prioren“, „Äbte“ u. s. w. als Amtsbezeichnung untersagt war. Man könnte in dem Vorkommen solcher Namen eine Zufälligkeit oder eine Laune erblicken, wenn wir nicht wüssten, dass in den Kultgesellschaften des 15. und 16. Jahrhunderts ähnliche Bezeichnungen als Decknamen eine Rolle spielen[1]) und dass gewisse Namen, die an kirchliche Bezeichnungen anklingen (wie der Name Presbyter, Ältester), dort wirklich in Gebrauch gewesen sind. Wie man aber auch solche Bräuche sich erklären mag, so haben sie doch nur dann einen Sinn, wenn sie mit der Übung von Kultgebräuchen irgendwie in Zusammenhang standen[2]).

---

[1]) Keller, Die römische Akademie und die altchristlichen Katakomben. Berlin, R. Gaertners Verlag 1899, S. 22 ff.

[2]) Mit diesen Brüderschaften stehen die seit den Zeiten des „Pfaffenkaisers“ Karl IV. heftig verfolgten „bösen und verderblichen Gesellschaften“, die unter dem Namen der Rittergesellschaften bekannt geworden sind, vielleicht trotz mancher Verschiedenheiten in einem geschichtlichen Zusammenhang. Sicher ist, dass gewisse Formen, Namen und Abzeichen — es gab Grade und Stufen, deren Angehörige Abzeichen von verschiedenen Farben trugen — die gleichen sind, wie bei den oben erwähnten Gesellschaften. Auffallend ist, dass gerade die Kirche und die in Abhängigkeit von ihr wirkenden Fürsten mit den Gesellschaften im Kampf erscheinen, dass dagegen andere weltliche Mächte auf ihrer Seite stehen. Wenn die „bösen Gesellschaften“ in kirchlichen Erlassen meist einfach als „Mordbrenner“ und „Räuberbanden“ bezeichnet werden, so darf man sich dadurch nicht irre machen lassen, wobei freilich wahrscheinlich ist, dass sie die thätlichen Angriffe unter Umständen mit der That zurückgewiesen haben; man weiss ja auch, dass einst die Waldenser, als man sie zu Tode zu hetzen suchte, zu den Waffen gegriffen haben und dann als „Mordbrenner“ verschrieen worden sind. Wir kennen eine dieser sogenannten „Räuberbanden“, nämlich die im Jahre 1372 entstandene grosse „Rittergesellschaft vom Stern“ und wissen (was sonst vielfach nicht der Fall ist) auch die Namen der vornehmsten Teilnehmer. An der Spitze derselben standen u. A. der Herzog Otto von Braunschweig-Göttingen, der Graf von Nassau-Dillenburg, der Graf von Ziegenhain, die Herren von Büdingen u. s. w., also doch wohl keine ganz gewöhnlichen „Räuber“ und „Mordbrenner“. Die Geschichte der Rittergesellschaften ist bis jetzt (auch das ist bezeichnend) mit Dunkel umhüllt; was wir von ihnen wissen, stammt (abgesehen von gewissen Äusserlichkeiten) aus dem Lager ihrer Todfeinde, ist also mit Vorsicht aufzunehmen. Einige Urkunden-Regesten finden sich bei Böhmer-Huber, Regesta Imperii VIII (Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser Karl IV. 1346—1378. Innsbruck

Schon frühere Forscher haben bei der Betrachtung der erwähnten Konzils-Beschlüsse die Bemerkung gemacht, dass man sich an die Organisation der gleichzeitigen Innungen erinnert fühle[1]). Der Vergleich springt mit vollster Klarheit in die Augen, wenn man die Verfassung der gleichen Genossenschaften des 15. Jahrhunderts kennt, wo sie deutlicher in das Licht der Geschichte treten, als es im 13. und 14. der Fall ist. Dann zeigt sich auch, dass die Zeichen und Symbole, von denen das Dekret des Jahres 1327 spricht, teilweise (allerdings aber nur teilweise) mit den Bräuchen der Steinmetzen in den Bauhütten übereinstimmen[2]).

Es ist sehr merkwürdig, dass wir keinerlei Nachrichten besitzen, die aus den Kreisen der Brüderschaften selbst stammen. Das ist nur dann erklärlich, wenn man annimmt, dass die Gesellschaften ungekannt und ungenannt zu wirken wünschten und sich grundsätzlich auf eine stille Thätigkeit, soweit der Bund als solcher in Betracht kam, beschränkten. Die Haltung der Kirche und der ungeheuere Einfluss, den sie auch auf die Staaten besass, machte es den Sozietäten ohnedies unmöglich, eine öffentlich-rechtliche Stellung zu gewinnen, die ihnen die Erwerbung von Grundbesitz und von festen Rechten sicherte. Es blieb daher für sie meist nur die Möglichkeit, sich als innere Ringe rechtlich anerkannter Korporationen zu organisieren, die die Sozietäten selbst wie mit einem Mantel umhüllten, und eben die bestehenden Gilden und Gewerkschaften sind es gewesen, die in diesem Sinne den Verfolgten als Rückzugslinien gedient haben.

Unsere Quellen berichten, dass die Blüte des Florentiner Tuch- und Seidengewerbes auf die technischen Kenntnisse einer religiösen Brüderschaft zurückgehe, die vom Morgenlande, aus dem sie stammten, in den Kulturländern des Abendlandes Eingang gefunden habe. Diese Brüderschaft, heisst es, habe den Namen Humiliaten, d. h. Demütige, Gottergebene geführt[3]). Diese Angaben der gleichzeitigen Berichterstatter werden durch die Thatsache bestätigt, dass eben in der Zeit, in die das Emporkommen der Florentiner Textil-Industrie fällt, die uralten Kultvereine des

---

1877. S. 649). Register der Empfänger etc. s. v. „Gesellschaften". Vergl. ferner Winkelmann, Acta Imp. II, 574; Martène und Durand, Thesaurus II, 859; Theiner, Cod. dom. temp. S. Sedis. II, 430 ff. — G. Landau, Rittergesellschaften in Hessen. Kassel 1840. Über Rittergesellschaften in England s. Flathe, Vorläufer der Reformation II, 170.

[1]) G. Landau, Ritter-Gesellschaften in Hessen. Kassel 1840, S. 9, Anm. 1.

[2]) Keller, Die römische Akademie u. s. w. Berlin 1899.

[3]) Doren a. a. O. S. 76.

christlichen Humanismus unter wechselnden Namen, besonders aber unter dem Namen der Humiliaten, gerade in Florenz grossen Einfluss gewonnen hatten[1]).

Die Bulle Papst Lucius III. vom November 1184[2]) schleudert den Bann wider diejenigen Häretiker, welche den Namen Arme von Lyon oder Humiliaten führen, und indem im Jahre 1215 die Wiederholung dieses Erlasses für notwendig gehalten ward, wird erhärtet, dass diese Humiliaten zu ernsten Gegnern herangewachsen waren[3]). Gerade in Florenz scheint die Partei an den herrschenden Richtungen einen starken Rückhalt gefunden zu haben. Ein Erlass der Kurie vom Jahre 1173 rechnet der Stadt die den Patarenern — es ist dies nur einer der zahlreichen Namen, den man den Kultvereinen gab — gewährte Duldung als Verbrechen an und verhängte zur Bestrafung der Schuldigen das Interdikt über Florenz. Unsere Quellen bestätigen, dass ausser den Gilden auch zahlreiche andere Personen der höheren Stände, z. B. Ärzte und Apotheker, von dem „häretischen Gift“ angesteckt waren. Die Strenge, die die Kurie für erforderlich hielt, beweist, dass die Brüderschaft zu einer Macht im öffentlichen Leben geworden war. Von Florenz aus waren, nach zeitgenössischen Berichten, grosse Gebiete Italiens durch eine Organisation zu einem Verbande zusammengefasst, an dessen Spitze mehrere Bischöfe und Senioren standen; ein reger Verkehr bestand zwischen den gleichartigen Kultgesellschaften im Orient und in Dalmatien, wo der Name Katharer im überwiegenden Gebrauch war. Der Bischof Niketas von Konstantinopel kam im Jahre 1167 persönlich nach Italien, um Streitigkeiten, die zwischen den Glaubensgenossen ausgebrochen waren, zu schlichten.

Eben diese weitverbreiteten Beziehungen, die die Brüder auf dem Erdenrund umschlangen, zeugen für starke gemeinsame Überlieferungen, durch die die Unterschiede, die auch hier vorhanden waren, und die ihren Gegnern zur Erfindung verschiedener Sekten-Namen Anlass boten, immer wieder überbrückt wurden.

Überall boten gerade solche Städte, in denen ein kräftiger Gemeinsinn die Bürgerschaft beherrschte, ihnen gern eine Zufluchtsstätte, sofern die bestehenden Machtverhältnisse, insbesondere die Machtstellung der Geistlichkeit, die Gewährung einer solchen möglich machten.

Wir sind nicht der Meinung, dass diese „Humiliaten“ mit den Sozietäten, die von den Konzilien zu Valence, Bordeaux und Avignon verurteilt wurden, identisch sind, aber wenn man be-

---

[1]) Robert Davidsohn, Geschichte von Florenz. Berlin 1896. I, 721 ff.

[2]) Jaffé, Regesta Pontificum. Berlin 1851, S. 847, Nr. 9635.

[3]) Näheres bei Ludw. Keller, Die Reformation und die älteren Reformparteien. Leipzig 1885, S. 22 ff.

obachtet, dass dasselbe Florenz, wo jene Humiliaten ihren Sitz hatten, zugleich auch ein starker Hort der Sozietäten gewesen ist, so kann man sich der Überzeugung nicht erwehren, dass die gleichen Vorbedingungen das Wachstum beider Organisationen in Florenz begünstigt haben.

Noch ist der Schleier, der über der Geschichte der Florentiner Sozietäten des 13. und 14. Jahrhunderts liegt, nicht so weit gelüftet, dass wir mehr als vereinzelte Spuren derselben nachweisen könnten, aber auch diese Spuren beweisen, dass sie vorhanden gewesen sind, und diese Thatsache ist an sich vorläufig schon ausreichend.

Wir kennen eine solche Sozietät, die ums Jahr 1354, wahrscheinlich aber schon früher, unter dem Namen der „Compagnia de Disciplinati" bestand; es war dies eine Gesellschaft, in der die spätere Academia della Crusca eine Art von Vorläuferin erkannte, und von der wir wissen, dass sie im Gegensatz zu den von der Kirche beförderten Vereinen des 14. Jahrhunderts, die sich der lateinischen Sprache bedienten, ihre Satzungen in der Volkssprache, der italienischen, entworfen hatte[1]). Wir kennen ferner die Compagnia della Cazzuola, d. h. die Brüderschaft zur Kelle, aus Künstlern, Kaufleuten, Ärzten und Gelehrten bestehend, die sich ums Jahr 1500 in „abito de muratori e manovali", d. h. in der Bekleidung von Maurern versammelte, die aber sicherlich schon längst vor dem Jahr 1500 in der gleichen Art gearbeitet hat.

Schon ums Jahr 1350 wird sodann in Florenz eine Compagnia di S. Luca erwähnt, deren Name — der hl. Lukas war der Schutzheilige der Maler — auf eine Künstler-Gilde hindeutet. Die Thatsache, dass einige Menschenalter später in dem gewerbsreichen Flandern, das mit Florenz im regsten Verkehr stand, eine Gilde gleichen Namens erscheint, welche Bildhauer, Steinmetzen und Maler umfasste, lässt darauf schliessen, dass es sich in beiden Fällen um eine der im Mittelalter weit verbreiteten Hüttenorganisationen gehandelt hat[2]).

Da ist es nun merkwürdig, dass innerhalb beider S. Lucas-Compagnien, sowohl derjenigen zu Florenz wie der zu Antwerpen, ein engerer Kreis von Mitgliedern erscheint, der in Florenz als Akademie und in Flandern als „Redner-Gesellschaft" (Rederijkkamer) bezeichnet wird[3]). Die letztere führte, um sie von verwandten „Kammern" zu unterscheiden, den Beinamen „Zur Levkoje", vielleicht nach dem Hause, in dem sie tagte. Als Schutz-

---

[1]) Vgl. Reumont, Beiträge zur ital. Geschichte VI, 160

[2]) Max Rooses, Geschichte der Malerschule Antwerpens. München 1880, S. 26 f.

[3]) Über im Jahre 1454 zu Brügge bestehende Redner-Gesellschaft s. Lorck, Geschichte der Buchdruckerkunst. Lpz. 1882, S. 19.

patron dieses inneren Ringes der „Compagnia“ erscheint ein besonderer Heiliger, nämlich der hl. Johannes[1]), und es war daher sehr naheliegend, dass sich neben dem Namen „Lucas-Compagnie“ der Name „Johannes-Brüderschaft“ einbürgerte. Die Beamten der „Compagnie“ waren zugleich die Beamten der „Kammer“, und jeder, der Mitglied des inneren Ringes werden wollte, musste zuvor die Rechte der „Compagnie“ erworben haben.

Die Litteratur, die in diesen Organisationen erwachsen ist, ist ganz oder fast ganz der Vernichtung anheimgefallen, aber die Berichte, die wir besitzen, und die Reste, die uns erhalten sind, deuten darauf hin, dass hier neben altchristlichen Gedanken und Überzeugungen neuplatonische Einflüsse fortwirkten, die sich weniger auf dem Gebiete der lateinischen Christenheit als im Orient fortgepflanzt hatten.

In denselben Jahrhunderten, wo Pythagoras, Plato und die Neuplatoniker wie Plotin, Proclus und andere in der römischen Christenheit verdrängt und vergessen worden waren, hatten die Araber in Spanien und im Orient dieses grosse Vermächtnis der Antike bewahrt und fortgepflanzt und vor allem war es Averroes († 1198) gewesen, der durch seine im ganzen gebildeten Abendland bekannt gewordenen Schriften, die zum Teil aus Aristoteles und zum Teil aus neuplatonischen Quellen geschöpft waren, das Andenken an die antike Philosophie wach erhalten hatte.

Von Spanien aus gewann diese Philosophie vielfach gerade in solchen Gegenden Boden, die, wie Süditalien, Neapel und Calabrien, alte griechische Überlieferungen besassen, oder wo, wie in Venedig, Florenz, Genua und den Rhonegebieten, ein reger Handelsverkehr mit Griechenland und den arabischen Bildungscentren herrschte. Da der innerhalb dieser Richtung meistgenannte Name der des Averroes war, so bildete sich die Parteibezeichnung Averroisten heraus, die aber, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, einen schillernden Charakter annahm und schliesslich auch auf solche Personen Anwendung fand, die keineswegs unbedingte Anhänger des arabischen Philosophen waren, sondern nur zur herrschenden kirchlichen Lehre irgendwie im Gegensatz standen.

Thomas von Aquino schrieb ein Buch „Wider die Averroisten“ und begründete den Widerspruch mit den Mitteln kirchlicher Wissenschaft. Was den Averroismus besonders verdächtig machte, war die Wahrnehmung — die kirchlichen Massregeln von 1209 und 1215 nahmen ausdrücklich darauf Bezug —, dass diese Philosophie in den Kreisen der Häretiker (z. B. bei Amalrich

---

[1]) Lorck, Gesch. der Buchdruckerkunst. Leipzig 1882, S. 19.

von Bena und David von Dinant)[1]) Boden gewonnen hatte, wie denn in der That z. B. in einem Traktat aus der Schule Meister Eckarts Averroes ausdrücklich als Lehrautorität angeführt wird[2]).

Auch die Litteratur, die aus den Kreisen der Averroisten stammt, ist grösstenteils vernichtet und so sind wir, ähnlich wie bei allen übrigen von der Kirche verurteilten Parteien jener Zeiten, auf die Urteile ihrer Gegner angewiesen. Aus diesen Urteilen erhellt unter anderem, dass die Verfasser überzeugt waren, nicht bloss eine Philosophen-Schule, sondern eine festgeschlossene Gemeinschaft vor sich zu haben, die sich selbst aber zweifellos des ihr angehängten Namens nie bedient hat.

Über diese Gemeinschaft der sog. Averroisten spricht sich Johannes Voigt, einer der genauesten Kenner dieser Zeiten, folgendermassen aus: „Es scheint, dass die Averroisten eine Art Geheimbund bildeten, der entweder durch stilles Einverständnis und gewisse Stichworte zusammenhielt oder auch in seiner Verzweigung und in seiner Stellung neben der Kirche an das Freimaurer- und Logenwesen wenigstens erinnern mag“[3]).

Alle diese Zustände und Verhältnisse würden, so merkwürdig sie an sich sind, eine grössere Bedeutung für die Entwicklung des abendländischen Geisteslebens nicht gewonnen haben, wenn nicht die beiden grössten Dichter Italiens und darunter einer der tiefsten Geister aller Zeiten, nämlich Dante und Petrarca auf dem Boden dieser grossen Bewegungen erwachsen wären. Darin aber liegt die Wichtigkeit der Dinge, die ich zu skizzieren versucht habe, dass erst von hier aus die geistige Eigenart und das eigentliche Wesen jener beiden grossen Männer verständlich wird, die wie zwei gewaltige Säulen das Thor einrahmen, durch das wir in die Hallen des Renaissance-Zeitalters eintreten.

Dante, der grösste Dichter Italiens, war ein Sohn der Stadt Florenz, wo er im Jahre 1265 das Licht der Welt erblickt hat. Schon vom Vater her in die Kämpfe seiner Zeit und seiner Vaterstadt verwickelt und durch den Staatssekretär und Vorkämpfer der Gilden, den gelehrten Brunetto Latini, in die Politik eingeführt, that er bald für seine politische Laufbahn dadurch

---

[1]) E. Renan, Averroès et l'Averroïsme. Paris 1866, p. 222, bemerkt in dieser Beziehung: „On peut croire, que ces deux sectaires (nämlich Amalrich und David) avaient entre les mains le livre De Causis, déjà connu d'Alain de Lille. A cela près Amaury et David ne me semblent qu'un reflet altéré des sectes hétérodoxes comprises sous le nom de Cathares.

[2]) Renan a. a. O. S. 266 f.

[3]) Voigt, Die Wiederbelebung u. s. w. I, 89.

den ersten vorbereitenden Schritt, dass er sich, obwohl Rechtsgelehrter, in die Gilde der Ärzte und Apotheker als Mitglied und Bruder aufnehmen liess. Von diesen mitemporgetragen und am 5. Juni 1296 zuerst in den Rat der Hundert und später in die oberste Verwaltungsbehörde, das Kollegium der 6 Prioren gewählt, ward er zu einem der Führer der sog. Weissen, die mit den Anhängern des Klerus, den sog. Schwarzen, in einem Kampf auf Leben und Tod begriffen waren.

Diese Jahre seiner politischen Führerschaft waren die glücklichsten seines Lebens; er stand in innigem Verkehr nicht nur mit den Brüdern seiner eigenen Gilde, sondern auch mit Malern wie Giotto und Oderisi, Musikern wie Casella und anderen Vertretern der darstellenden Künste, die Mitglieder der Florentiner Hütten-Brüderschaft waren.

Aber diese glückliche Zeit dauerte nicht lange; Papst Bonifaz VIII. und die Kurie, die die Entwickelung der Dinge in Florenz mit Spannung beobachteten, fanden bald eine Gelegenheit, entstandenen Unfrieden in der Stadt für ihre eigenen Zwecke auszunutzen. Von den Schwarzen herbeigerufen erschien ein sog. päpstlicher Friedensstifter in der Person Karls von Valois, des Bruders Philipps des Schönen von Frankreich, mit Heeresmacht vor den Thoren von Florenz (1. Nov. 1301), beschwor, die Verfassung der Stadt zu respektieren, und erhielt darauf Einlass, um alsbald den Schwur zu brechen und alle Gegner gewaltsam aus dem Wege zu räumen. Zu diesen Gegnern gehörte auch Dante; in einem Dekret des siegreichen Gewalthabers vom 27. Jan. 1302 ward er des Unterschleifs, der Erpressung, der Bestechlichkeit und der Agitation gegen den Papst beschuldigt und, da er geflüchtet war, in contumaciam zur Zahlung von 5000 Gulden oder, falls binnen drei Tagen die Zahlung nicht erfolge, zum Verlust aller Güter, in jedem Falle aber zur Verbannung und zum Ausschluss von allen Ämtern und Würden verurteilt. Am 10. März desselben Jahres aber ward er, da er nicht gezahlt habe und nicht erschienen, mithin seiner Schuld geständig sei, zur Strafe des Feuertodes verurteilt, wie sie schon damals für Häretiker die vorgeschriebene Regel bildete[1]).

Man weiss, dass Dante von da an bis zu seinem Tode († 1321) als Verbannter und Geächteter umhergeirrt ist und die Heimat nie wieder betreten hat. „Beinahe durch alle Lande, über welche unsere Sprache sich erstreckt, so erzählt er selbst, bin ich umherirrend, fast bettelnd gezogen, und gegen meinen Willen musste ich die Wunde zeigen, die mir das Schicksal geschlagen hat . . . Wahrlich, fährt er fort, ich bin ein Schiff gewesen ohne Segel und ohne Steuer" . . . . Auf eigne Erfahrungen deutet er hin,

[1]) Adolf Gaspary, Geschichte der italienischen Litteratur. Bd. I (Strassburg 1885), S. 279 f.

wenn er in der göttlichen Komödie hervorhebt, wie fremdes Brot so salzig schmeckt und welch' ein harter Pfad es ist, auf fremden Treppen auf und ab zu steigen.

Der grosse Mann, der uns in Dante entgegentritt, war gewiss in mancher Richtung ein Kind seiner Zeit, d. h. er stand mit einem Fusse im Boden der mittelalterlichen Weltanschauung, die ihn umgab. Aber so unbestreitbar dies sein mag, so sicher ist auch, dass er als Vorbote einer neuen Zeit zu betrachten ist und dass er durch seine Schriften diese neue Zeit zum erheblichen Teile mit hat heraufführen helfen.

Es mag an dieser Stelle, wo wir auf Dantes Eigenart im einzelnen nicht eingehen können, genügen, wenn wir auf einige Punkte hinweisen.

In allen Ländern, wo der Humanismus späterhin zu Einfluss gelangt ist, haben seine Wortführer sich für die Idee der Persönlichkeit und der Freiheit eingesetzt und zwar ebenso für die freie Entfaltung der Einzelpersönlichkeit wie der Volkspersönlichkeit, d. h. für den Gedanken der Nationalität und der Vaterlandsliebe. Obwohl unter ihnen eine — im besten Sinne dieses Wortes — weltbürgerliche Gesinnung lebte, so waren sie doch der Meinung, dass die erste Voraussetzung einer solchen Gesinnung in einer echten Vaterlandsliebe gefunden werden müsse.

Eine wichtige Forderung aus diesen Vordersätzen war die Vorliebe der Humanisten für jede nationale Eigenart, insbesondere auch für die wichtigste Seite jedes Volkes, seine Muttersprache. Man weiss, dass der Weltstaat der römischen Kirche aus wichtigen politischen Gründen die Volkssprachen seit Jahrhunderten planmässig und absichtlich verdrängt und die lateinische Sprache zur Sprache des Gottesdienstes, der Wissenschaft und der Kunst gemacht hatte. Da war es nun kein geringes Wagnis, dass ein Mann wie Dante sich zu diesen Bestrebungen in einen bewussten Gegensatz stellte: er entschloss sich, seine gewaltigen Dichtungen in der Muttersprache seines Volkes zu veröffentlichen. Die Angriffe, die vorauszusehen waren, blieben nicht aus: es entspann sich eine litterarische Fehde zwischen Dante und den Verteidigern der alten Weltsprache, in welcher Ersterer seinen Gegnern die Antwort nicht schuldig blieb[1]). Niemand hat dann mehr für die Erhebung des Italienischen zur Schriftsprache gethan als Dante.

Andere wichtige Punkte, in denen sich seine Anschauungen mit denen des Humanismus begegnen, finden sich in Dantes Schrift „Über die Monarchie" niedergelegt, die seinen letzten Lebensjahren entstammt. Abgesehen von der Idee der Einheit des Menschengeschlechts, wie sie hier entwickelt wird, sind es namentlich seine Meinungen über das Verhältnis der kirchlichen und staatlichen

---

[1]) Ad. Gaspary a. a. O. I, 295 f.

Gewalt, die ihn als einen Vorläufer späterer Reformatoren charakterisieren. Das Reich Gottes, wie es Christus verkündet hat, ist nach Dante nicht von dieser Welt, und jeder Gebrauch staatlicher Gewalt seitens der Vertreter der Kirche ist ein Missbrauch, der bekämpft werden muss[1]).

Wir kennen Dante heute meistens nur als Dichter, er war aber zugleich ein Liebhaber der Philosophie oder der Weisheit, freilich nicht einer Schulweisheit, die den Verstand beschäftigt, sondern einer Weisheit, die das Herz erfüllt und erhebt, und die uns zur himmlischen Weisheit, d. h. zum religiösen Frieden führt. Dante erzählt uns selbst, dass an die Stelle seiner Jugend-Geliebten, der durch ihn berühmt gewordenen Beatrice, seit seinem 25. Lebensjahr in seinem Herzen eine neue Liebe getreten sei, und diese Liebe beschreibt er ganz im Sinne jener altdeutschen Mystiker, wie Tauler und Meister Eckhart, die teilweise seine Zeitgenossen waren, als die Vereinigung der Seele mit dem Göttlichen. Das Bild dieser neuen Geliebten ist rein und heilig wie das einer Madonna; sie ist ein Engel, der vom Himmel gekommen ist und der dahin zurückkehrt, der uns aber vorher einen Strahl jenes himmlischen Lichtes und eine Ahnung jenes himmlischen Landes zeigt, woher sie kam.

Diese Geliebte benennt Dante mit den verschiedensten Namen: sie sei, sagt er einmal, die schöne und züchtige Tochter des Universums, die Pythagoras mit Namen benannt habe. Eben auf pythagoräische Einflüsse deutet auch die besondere Vorliebe für die heiligen Zahlen, insbesondere für die Drei- und Dreimaldrei-Zahl, sowie für die Zahlen-Symbolik, die ein charakteristisches Merkmal der Dante'schen Schriften ist.

Tiefer und tiefer hat sich Dante gerade in der Zeit seiner Trübsal in die Fragen der „Weisheit", d. h. der Religion, hineingearbeitet, ohne dass wir freilich von ihm im einzelnen erführen, wie er die Lehren der Religion, der sein Herz gehörte, verstanden hat. Wäre es die Religion der römischen Kirche gewesen, die ihn zum Feuertode verurteilt hatte, so wäre seine Rückkehr in den Schoss dieser Kirche und damit die heiss ersehnte Rückkehr in die Heimat ein Leichtes für ihn gewesen. Wir wissen, dass er alle Versuche, die dahin zielten, mit Standhaftigkeit zurückgewiesen hat.

In demselben Jahre und aus demselben Anlass, aus dem Dante in die Verbannung gegangen war, hatte der Kanzler bei dem Magistrat in Florenz, der Vater des grossen Francesco Petrarca im Jahre 1302 der katholischen Reaktion weichen müssen, in Arezzo, wohin der Kanzler Petrarca geflohen war, ward ihm am 20. Juli 1304 der Sohn geboren, der den Namen

[1]) Näheres bei Gaspary a. a. O., S. 290 ff.

der Familie unsterblich machen sollte. Ähnlich wie Dante, traf die schwere Hand der Verfolgung auch den Vater unseres Francesco und dann auch den Sohn, der beim Tode der Eltern (1326) völlig mittellos dastand. Der Vater hatte den begabten Jüngling zuerst nach Montpellier und im Jahre 1323 nach Bologna geschickt, um Rechtswissenschaft zu studieren. Hier in Bologna knüpfte sich eine Beziehung zwischen Francesco und dem berühmten Philosophen Cecco d'Ascoli, die auf die weitere Entwickelung Petrarca's grossen Einfluss üben sollte.

Francesco di Simone Stabili aus Ascoli (in der Marca), gewöhnlich Cecco d'Ascoli genannt, hatte mit Dante in persönlicher Verbindung gestanden und war wie dieser, obwohl Gelehrter und Naturforscher, von lebhaften dichterischen Neigungen erfüllt. Sehr wahrscheinlich führte eben diese Neigung den jungen Petrarca, der sich von der Jurisprudenz abgestossen fühlte, zu Ascoli; jedenfalls wird uns zuverlässig berichtet, dass Ascoli es gewesen ist, der den dichterisch gestimmten Jüngling zu den ersten eigenen Versuchen erweckt hat. Unter diesen Umständen kann man ermessen, welche Eindrücke Petrarca empfing, als der verehrte Lehrer und Freund im Jahre 1324 von dem Inquisitor Frate Lamberto del Cingolo zur Abschwörung der Häresie, zu harter Pönitenz und zur Aufgabe seines Lehramts verurteilt wurde. Als Petrarca dann im Jahre 1326 Bologna verlassen hatte, traf ihn alsbald die Kunde von der Erneuerung der Verfolgungen, die Cecco d'Ascoli zu erdulden hatte. Letzterer, der am Hofe des Herzogs Karl von Calabrien seit 1324 Schutz gefunden hatte, ward im Jahre 1327 von der Inquisition abermals vor ihr Tribunal gezogen und entging jetzt seinem Schicksal nicht: am 16. Sept. 1327 ward er vor der Porta della Croce bei Florenz als Häretiker dem Scheiterhaufen übergeben; er sei, hiess es bei den Zeitgenossen, der Hexerei überführt worden und ein Zauberer gewesen.

Nach Avignon zurückgekehrt, sah Petrarca sich genötigt, ein geistliches Benefizium sich erteilen zu lassen; und die finanzielle Abhängigkeit, die von da an ihn bedrückte, hat seine weitere Haltung in den Kämpfen, die seine Zeit bewegten, stark beeinflusst: ihm fehlte der Charakter des grossen Dante, der lieber hungerte als seine Überzeugungen wechselte.

Zunächst wirkten die Beziehungen zu den Freunden und Gesinnungsgenossen Cecco d'Ascolis in Petrarcas Leben weiter fort. Am päpstlichen Hofe zu Avignon, wo Petrarca bis zum Jahre 1330 lebte, war damals ein Bevollmächtigter des griechisch-katholischen Kaisers Andronikus des Jüngeren thätig, der den Auftrag hatte, im Abendlande für die Wiedervereinigung der Kirchen Stimmung zu machen. Bernard Barlaam — so hiess der griechische Gesandte — war ein Unterthan des Herzogs Karl von Calabrien, des Beschützers Ascolis, und es ist sehr wohl möglich, dass eben hierdurch die Anknüpfung zwischen beiden Männern sich ergeben

hat. Wie dem auch sei, so wissen wir, dass Petrarca sich durch Barlaam († 1348) in die griechische Sprache und Litteratur einführen liess und dass er von da an ein warmer Verehrer Platos wurde. Barlaam war Mathematiker und Philosoph und in der Theologie vortrefflich erfahren, auch kirchenpolitisch trat er als Schriftsteller auf, indem er einen Traktat über die Oberherrschaft der römischen Kurie verfasste, der erst im Jahre 1592 durch den Druck bekannt geworden ist. Im Mittelpunkte seines Gedankenganges aber stand der Platonismus. Sein Nachfolger als Schulhaupt ward sein Schüler Leontius Pilatus († 1365), gleichfalls ein Calabrese von Geburt, der sechzehn Gespräche des Plato in die lateinische Sprache übertrug und der seines Lehrers Freundschaft mit Petrarca fortsetzte. Es wird berichtet, dass Pilatus es gewesen sei, der die Stadt Florenz bestimmte, einen Lehrstuhl für griechische Litteratur zu errichten, — es war der erste in Italien — den dann Pilatus erhielt und drei Jahre bekleidete (1360 bis 1363)[1]).

Ob es nun diese Freunde oder andere Einflüsse gewesen sind — genug, Petrarca gehörte bis zu der Zeit, wo er sich bekehrte und wieder römisch-katholisch wurde, zu den grössten Bewunderern Platos. Petrarca nennt gelegentlich den Plato den ersten der Philosophen und schilt die Kathederweisen — es sind die Hochschulen gemeint — die den Aristoteles höher stellen, ein plebejisches und kleinkrämerisches Geschlecht. Zwar erklärt er, dass er auch den Aristoteles achte, aber er fügt hinzu, dass er den Plato wegen der Hoheit seines Geistes als den Göttlichen bewundere[2]). Plato sei es, behauptete er, der unter allen Philosophen der Lehre Christi am nächsten gekommen sei; eben dieser Umstand lasse ihn in Platos Lehre die wahre Philosophie und das wahre Christentum erkennen[3]).

Es ist nicht wunderbar, dass Petrarca durch solche Beziehungen gewissen strenggläubigen Kreisen verdächtig wurde, und wer weiss, was ihm begegnet wäre, wenn er seine Meinung im vollen Umfange kund zu geben gewagt hätte. Trotz aller Vorsicht ward es aber auch ihm nicht erspart, von einem hochstehenden Geistlichen ein „Zauberer" gescholten zu werden[4]), und er musste es erleben, dass ihm die Ärzte des Papstes, mit denen er im Jahre 1352 in einen Streit geraten war, einen Ketzer

---

[1]) Pilatus gehört zu denjenigen „Platonikern", deren Todesursache nicht aufgeklärt ist. Um 1363 war Pilatus wieder in Konstantinopel; es wird berichtet, dass er bei der Rückfahrt auf dem Schiffe bei einem Sturm umgekommen sei.

[2]) Heinr. v. Stein, Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus. Göttingen 1875, III, S. 119.

[3]) Joh. Voigt, Wiederbelebung etc. I², S. 78.

[4]) Ludwig Geiger, Petrarca 1874, S. 88.

schalten. Schliesslich ward er sogar verdächtigt, ein Führer der Sekte der „Averroisten" zu sein.

Ob diese Angriffe oder ob andere Anlässe den Ausschlag gegeben haben — derselbe Petrarca, der einst an das römische Volk den Brief De capessenda libertate geschrieben und der auf die römische Kirche die berühmten Verse gedichtet hatte:

> Dell' empia Babilonia ond' è fuggita
> Ogni vergogna, ond' ogni bene è fori
> Albergo di dolor, madre d'errori,
> Son fuggit' io per allungar la vita,

derselbe Mann liess sich, nachdem er bereits das sechzigste Lebensjahr überschritten hatte, bestimmen, seine Bekehrung zu vollziehen: seit dem Jahre 1366 bis zu seinem Tode ward er ein eifriger Anwalt Roms und bewies seine nunmehrige Rechtgläubigkeit dadurch, dass er die Gottlosigkeit seiner früheren Freunde in den schwärzesten Farben schilderte und nachwies, dass sie weder an Paulus noch an Augustinus glaubten, auch nicht einmal Christus gelten lassen wollten. Da eine Erwiderung der also angegriffenen Männer nicht bekannt geworden ist und sonstige zuverlässige Unterlagen zur Beurteilung ihrer wahren Anschauungen fehlen — es ist sehr wohl möglich, dass der Widerspruch gegen die Kirchenlehre manche Vertreter dieser Richtung in einen gewissen Radikalismus hineingedrängt hat —, so kann man, je nachdem man den wankelmütigen Petrarca für einen zuverlässigen oder befangenen Ankläger hält, über die Richtigkeit seiner Aussagen verschiedener Meinung sein.

Immerhin verdienen seine Andeutungen, so vorsichtig sie auch aufgenommen werden müssen, eine Prüfung und zwar schon deshalb, weil durch diesen Streit Dinge an die Öffentlichkeit gezogen werden, die ohne denselben wohl nicht erörtert worden wären.

Petrarca hat seiner Streitschrift den Titel gegeben: „Über eigne und fremde Ignoranz"[1]). Der nächste Anlass war, dass seine jetzigen Gegner und ehemaligen Freunde, deren Namen er nicht nennt[2]), behauptet hatten, Petrarca sei ein guter Mensch, aber ohne wissenschaftliche Bildung, ein Vorwurf, der den eitlen Dichter auf das schwerste kränkte und ihn zu heftigen Ausfällen wider „andere Ignoranten" veranlasste.

Vielleicht war aber diese Anzapfung mehr der Vorwand für die energische Abschüttelung der ehemaligen Genossen. Denn

---

[1]) De sui ipsius et multorum ignorantia. Abgedruckt in Petrarcae Opera ed. Basileae apud Henricum Petri 1554, II, 1144 ff.

[2]) Nach Notizen späterer Biographen waren u. a. gemeint: Leonardo Dandolo, ein Kriegsmann, Tomaso Talento, Kaufmann, Zacharia Contarini, ein Adliger aus Venedig und Meister Guido da Bagnolo aus Reggio, ein Arzt. E. Renan, Averroès et l'Averroisme. Paris 1866, S. 335.

Petrarca sagt einleitungsweise, er bedauere, ehedem so vertraulich mit den jetzigen Gegnern verkehrt zu haben, aber er habe, da er zu Freunden gesprochen, sich keiner Gefahr von dorther versehen[1]. Mithin hatten die alten Freunde ihn wohl in Gefahren gebracht, denen der Dichter jetzt begegnen wollte. Die Freunde, fährt er fort, hätten sich erst über ihn gewundert, dann seien sie erzürnt und weil sie erkannt, dass er sich gegen ihre „Häresie" gewendet, hätten sie beschlossen, seinen Ruhm mit dem Makel der Ignoranz zu beflecken.

Und dann beginnt er den Nachweis, dass die ehemaligen Freunde gefährliche Häretiker, Gegner der heiligen Kirche und Christi seien, mit einem inbrünstigen Gebet zu Jesus, ohne dessen Anbetung und Verehrung Niemand ein guter Mensch sein könne[2]. Mögen sie, fährt er fort, Philosophen oder Aristoteliker sein, obgleich sie zweifellos weder das eine noch das andere sind, so mögen sie mir den bescheidenen und echten Namen eines Christen und eines Katholiken nicht missgönnen[3].

Dass diese Menschen auch nicht einmal den Namen von Philosophen verdienen, beweisen sie dadurch, dass sie den nichtswürdigen Spruch des Persius (es ist der berühmte römische Weise des 1. Jahrhunderts vor Christus gemeint)

Gigni
De nihilo nihil, in nihilum nil posse reverti

zu dem ihrigen machen. Sie würden sogar nicht davor zurückschrecken — Petrarca hat ihnen offenbar auch in Fragen ins Herz geschaut, die jene unberührt liessen — den Bau der Welt im Sinne Platos, die Genesis Mose und das ganze allerheiligste katholische Dogma anzugreifen, wenn sie sich nicht vor den Strafen der Menschen mehr als vor denen Gottes fürchteten; „sobald die Bestrafung nicht zu besorgen und kein Richter vorhanden ist, befehden sie die Wahrheit und die Frömmigkeit heimlich in geschlossenen Räumen, verspotten Christus und verehren Aristoteles, den sie nicht verstehen, und mich verklagen sie, weil ich mit ihnen die Knie nicht beuge" . . . .[4]. „Unsterbliche Götter, ruft er

---

[1] Petrarca a. O. p. 1144: er habe einst offen mit den jetzigen Gegnern verhandelt, „idque fortassis incautius, ut qui inter amicos loquens nihil inde periculum providerem".

[2] O alme, salutiferque JESU, vere litterarum omnium et ingenii Deus et largitor, vere Rex gloriae ac Virtutum domine te tunc flexis animae genibus supplex oro, ut si mihi non amplius vis largiri haec saltem portio mea sit, ut vir bonus sim, quod nisi te valde amem pieque colam esse non possum. A. O. p. 1145.

[3] A. O. p. 1150: Sint plane Philosophi, sint Aristotelici, cum procul dubio neutrum sint . . . non mihi invideant humile verumque Christiani nomen et catholici.

[4] A. O. p. 1156.

aus, in den Augen dieser Männer verdient man den Namen eines weisen Mannes nicht, wenn man kein Ketzer ist." „Aber, fügt er hinzu, sie sind schwer angreifbar; ihre Zahl wächst täglich, sie füllen die Städte und Schulen. Sie pflegen ihre Lehren nicht in Schriften fortzupflanzen, sondern nur mündlich oder (wie Petrarca sagt) „nur in Disputationen"[1]).

Petrarca war nach seiner Bekehrung eifrig bestrebt, auch einzelne seiner früheren Gesinnungsgenossen zum Abfall zu bewegen, und wir wissen, dass seine Bemühungen sich besonders auf Ludovico Marsilio († 1393) richteten[2]). Marsilio, der, wie ein neuerer Historiker sagt, „der Aufklärung näher stand als dem strengen Glauben"[3]), war für Petrarcas Pläne deshalb eine wichtige Persönlichkeit, weil er an der Spitze einer Sozietät stand, wie wir sie kennen gelernt haben.

Zur Charakteristik dieser Sozietät — sie begegnet gelegentlich auch unter dem Namen Academia di San Spirito — dient der Umstand, dass Männer von der Geistesrichtung und Bedeutung Coluccio Salutatis und Niccolo Niccolis Mitglieder waren. Salutati, damals Staatskanzler der Republik Florenz, war bis um das Jahr 1365 Sekretär der Kurie gewesen, hatte aber, wie er selbst erzählt, in tiefer Geringschätzung dem päpstlichen Hofe den Rücken gekehrt. Man vergalt ihm das, indem man seinen Ruf als Christ und Mensch zu untergraben suchte, aber die Florentiner, die ihn aufnahmen, fanden seine Amtsführung so tadellos, dass sie das wichtigste Staatsamt dreissig Jahre lang ihm überliessen; alle, die ihm näher traten, bestätigen, dass er von einer ernsten religiösen Gesinnung tief erfüllt war. Niccolo Niccoli, Salutatis und Marsilios jüngerer Zeitgenosse, war um das Jahr 1364 als reicher Erbe eines Florentiner Grosskaufmanns geboren; späterhin selbst als Kaufmann zu Wohlstand gekommen, entschloss er sich, sein Vermögen für wissenschaftliche und sonstige gemeinnützige Zwecke schon bei Lebzeiten herzugeben und in freiwilliger Armut lediglich seinen philosophisch-religiösen Studien und der Akademie, der er angehörte, zu leben. Seine stille Wirksamkeit sollte für die Folge dadurch eine grosse Bedeutung gewinnen, dass es ihm gelang, den berühmten Anhänger des Platonismus, den Griechen Manuel Chrysoloras, der damals als Gesandter des Kaisers Johann Palaeologus das Abendland bereiste, zu längerer Niederlassung in Florenz zu bewegen. Chrysoloras ist dann der Lehrer vieler der Männer geworden, die in der Academia di San Spirito ihre Arbeitsstätte besassen.

---

[1]) Voigt, Wiederbelebung etc. a. a. O. S. 93.

[2]) Voigt a. a. O. S. 93 und 198.

[3]) Voigt a. a. O. S. 192.

Dass wir über die Verfassung, die Geschichte und die Ziele dieser Akademie weiter nichts erfahren, als dass sie ein litterarischer Verein gewesen sei, lässt darauf schliessen, dass sie vor der Öffentlichkeit in der That nur als solcher erschien. Auffallend ist aber doch, dass der Versuch der Augustiner-Eremiten des Klosters S. Spirito, dem Vereine Versammlungsräume zu gewähren, den Mönchen alsbald Schwierigkeiten zuzog und dass man sich später gezwungen sah, die Sitzungen in einem Hause, das auf den Namen Niccolis eingetragen war, abzuhalten. Jedenfalls wissen wir, dass der „Verein" merkwürdig grossen Wert darauf legte, seine Unabhängigkeit von Staat und Kirche zu bewahren und dass der Geist des Platonismus in dieser „Akademie" schon ebenso wie in den späteren „platonischen Akademien" Italiens herrschte[1]).

Bei dem Dunkel, das heute noch vielfach auf diesen absichtlich verhüllten Zusammenhängen ruht, müssen wir es dahin gestellt sein lassen, ob die „Ketzerschule" — Synagoga haereticorum wird sie genannt — die wir im Jahre 1388 zu Florenz nachweisen können[2]), mit unserer „Schule" oder Akademie von S. Spirito irgendwelche innere Verwandtschaft besessen hat. Wohl aber verdient die Thatsache Beachtung, dass nicht bloss Dichter, Philosophen und Gelehrte, sondern auch ausübende Künstler zu dem Kreise gehörten, der in Niccolis Wohnung seine Sitzungen hielt. Und so begegnen uns an dieser Stelle zuerst die Spuren des innigen Zusammenwirkens von Wissenschaften und Künsten, das dem grossen Zeitalter der Renaissance sein eigentliches Gepräge gegeben hat: niemals wieder in späteren Jahrhunderten ist ein gleich reger Austausch aller geistigen Errungenschaften in die Erscheinung getreten.

Ähnlich wie einst in Griechenland die Blüte der Dichtkunst der Entfaltung der bildenden Künste zeitlich voranging, so war es auch hier in der neuen grossen Epoche menschlicher Schaffenskraft: Dante und Petrarca waren die Pfadfinder gewesen, die Baumeister, Bildhauer und Maler folgten mit ihren Schöpfungen nach. Zunächst war es die Architektur, die man ja mit Recht die Mutter aller bildenden Künste genannt hat, welche die Einwirkungen der neuen Zeit erfuhr. Alle grossen öffentlichen Bauten, welche die abendländische Welt seit der Völkerwanderung bis zum Beginne der Florentiner Kunst gesehen hatte, waren mittelbar oder unmittelbar unter dem Einfluss der römischen Kirche entstanden und es war natürlich, dass sich deren Weltanschauung, die der Antike ablehnend gegenüber stand, darin

---

[1]) Schon Voigt a. a. O. S. 192 hat auf die Verwandtschaft dieser Akademie des 14. Jahrhunderts mit den späteren Akademien des Humanismus aufmerksam gemacht.

[2]) Döllinger, Beiträge zur Sektengeschichte. II, 263.

wiederspiegelte. Jetzt zuerst, und zwar eben in Florenz, traten neue grosse, von der Kirche unabhängige Bauherren und einflussreiche Förderer der Kunst an die Öffentlichkeit und diese neuen Bauherren waren die grossen Gilden der aufblühenden Handelsmetropole.

Schon im Jahre 1331 übernahm die Gilde der Wollenweber, die Arte di Lana, die Kosten für den Ausbau des gewaltigen Florentiner Doms, dessen Bau die Geistlichkeit im Jahre 1296 begonnen, aber nicht zu Ende geführt hatte.

Die Übernahme dieser grossen finanziellen Last, von der die Gilde unmittelbare Vorteile nicht erwarten konnte, war zweifellos zugleich ein Ausfluss politischer Berechnung. Die Weber wünschten einerseits dem einflussreichen Klerus sich gefällig zu erweisen und andererseits einer befreundeten Organisation und deren Mitgliedern Gelegenheit zur Bethätigung zu gewähren: Diese verwandte Gewerkschaft war die Opera secolare del duomo, d. h. die Bauhütte, in der die Künstlerschaft der Stadt ihren geistigen Mittelpunkt fand. Indem die Weber als Bauherren der Hütte einen Ausschuss von vier Mitgliedern beigaben, war auch ein äusseres Band zwischen beiden hergestellt. Die Kunsthistoriker bestätigen[1], dass der Dombau von Florenz, insbesondere der Kuppelbau, der den Architekten die schwierigsten Aufgaben stellte, das Merkzeichen einer neuen Epoche der Baukunst des Abendlandes geworden ist. Dieser Bau, sagt ein neuerer Historiker, steht in seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung einzig da als gewaltiges Wahrzeichen, das die Baukunst des Mittelalters von der neueren Zeit scheidet — gleich gross als Meisterwerk, welches die Bestrebungen vorangegangener Epochen in einen Gipfelpunkt zusammenfasst und zugleich für die nachfolgende Entwickelung das lehrreichste Vorbild aufstellt[2].

An diesen und anderen grossen Bauten — die Gilde der Kaufleute, die Arte di Mercanti, übernahm die Vollendung der Kirche S. Giovanni und die Arte di Seta, die Seidenweberzunft, schuf das berühmte Findelhaus, das Ospedale degl' Innocenti — an diesen Bauten, sage ich, wuchs die florentinische Kunst der Frührenaissance empor. Ich kann hier nur wenige Namen in das Gedächtnis zurückrufen. Am 18. Dezember 1398 ward Filippo Brunelleschi in die Wollenweber-Gilde aufgenommen[3]. Brunelleschi war, wie alle die mitstrebenden Künstler, ursprünglich einfacher Handwerker; als Steinmetz gehörte er der Bauhütte an, ward Goldschmied und dann Baumeister, als solcher hat er seinen Namen unsterblich gemacht. Aber dieser Handwerker hatte eine

---

[1]) Näheres bei Cornel von Fabriczy, Filippo Brunelleschi. Sein Leben und seine Werke. Stuttg. 1892, S. 60 ff.

[2]) Fabriczy a. a. O. S. 148.

[3]) Fabriczy a. a. O. S. 10.

vorzügliche Bildung genossen und war der lateinischen Sprache mächtig. Eine lebhafte Teilnahme wandte er den philosophisch-religiösen Fragen seines Zeitalters zu und machte in den heiligen Schriften eifrige Studien. An den Disputationen, die in den Sozietäten stattfanden, nahm er regsten Anteil; sein Eifer war gerade auf diesem Gebiete so gross und seine Beredsamkeit so wirksam, dass der nachmals als Arzt und Astronom berühmte Paolo del Pozzo Toscanelli (1397—1482) ihn einen zweiten Paulus nannte[1]). Wenn aber dieser Toscanelli Schüler Brunelleschis in der „Geometrie" war (man kennt die Vieldeutigkeit dieses Ausdrucks), so lässt das doch auf die Innigkeit der auch sonst bezeugten Freundschaft beider Männer wichtige Schlüsse zu. Dass der Schüler dem Lehrer Ehre machte, erkennt man, wenn man weiss, dass Toscanellis Seekarte es gewesen ist, die für Columbus die Unterlage bei seiner ersten Überfahrt war, und dass er es war, dem Florenz die Anlage des frühesten Meridians (1468) verdankt.

Eine ähnliche Bedeutung wie Brunelleschi als Baumeister hat sich Donati di Niccola, genannt Donatello (1386—1466) als Bildhauer erworben. Der Sohn eines Webers und der ehemalige Lehrling einer Goldschmiedewerkstatt brachte es durch sein Genie dahin, dass er später der Vertraute Cosimos von Medici wurde[2]), an dessen Seite er in der Gruft von S. Lorenzo beerdigt liegt. Auch er war, wie alle seine Gildegenossen, von regster Anteilnahme an den religiösen Fragen erfüllt. Wenn er, wie uns berichtet wird, den Besuch der Beichte ablehnte[3]), so hat dies keineswegs, wie man gemeint hat, den Grund in einer irreligiösen Sinnesart, sondern es hat andere tiefere Anlässe gehabt, die in seiner grundsätzlichen Stellung zur römischen Kirchenlehre lagen.

Brunelleschi und Donatello, aber auch Lorenzo Ghiberti (1378—1455), Tomaso Masaccio (1401—1428) und andere Florentiner sind es gewesen, die allen späteren grossen Baumeistern, Bildhauern, Erzgiessern und Malern Italiens und in gewissem Sinne sogar der ganzen abendländischen Welt die Wege gezeigt haben und die die Pfadfinder der italienischen Renaissance geworden sind. Wenn auch heute ihre Namen nicht so sehr wie

---

[1]) Fabriczy a. a. O. S. 5.

[2]) Hans Semper, Donatellos Leben und Werke. Eine Festschrift etc. Innsbruck 1887, S. 3.

[3]) Brunelleschi soll ihm auf dem Sterbebette zugeredet haben zu beichten. S. Vasaris Leben etc., hrsg. v. Schorn-Förster II, S. 253. Merkwürdig ist, dass Vasari diese wie alle anderen Angaben seiner ersten Ausgabe (1550) über unkirchliche Anwandlungen der von ihm behandelten Künstler in der zweiten Ausgabe (1568) gestrichen hat. Offenbar haben Angehörige, Nachkommen oder Genossen dieses Ausplaudern absichtlich verhüllter Dinge ihm sehr verdacht.

die ihrer grossen Nachfolger — ich erinnere an Leonardo da Vinci und Raphael — in aller Munde sind, so darf man doch nicht vergessen, dass jene es gewesen sind, die diesen Grössen die Wege bereitet und die die Grundlagen des Fortschritts geschaffen haben.

Und dabei ist nun das Merkwürdige, dass alle diese grossen Künstler, die in geistiger Beziehung das Erbe Dantes und Petrarcas fortpflanzten, auf dem Boden des Handwerks erwachsen sind[1]) und dass sie in den auf den Zünften beruhenden Kultgesellschaften der Akademien nicht bloss ihre gesellige, sondern ihre geistige Heimat erkannt und gefunden haben. Die grossen Gedanken der Antike, insbesondere die Philosophie Platos und die religiösen Ueberzeugungen der ältesten Christenheit, bildeten das geistige Band, das die Gewerke und ihre Akademien zu einer grossen Kette vereinte; die Gedanken, Überzeugungen und Grundsätze dieser Akademien sind es denn auch gewesen, die die Dichter und Künstler zu ihren Schöpfungen begeistert und damit der gesamten Menschheit neue Wege erschlossen haben. In diesem Sinne war in der That dies goldene Zeitalter eine Zeit der Renaissance, d. h. eine Epoche der Wiedergeburt uralter geistiger Kulturgüter, die seit den Tagen der Völkerwanderung und des Emporkommens der Weltkirche den Nationen des Abendlandes verloren gegangen waren.

---

[1]) Hermann Grimm, Leben Michelangelos. Bd. I 4, S. 38.

König Friedrich I. von Preussen
und sein Historiograph Gottfried Arnold.

Nebst ungedruckten Urkunden.

Die Entschlossenheit, mit welcher König Friedrich I. sich aller um ihres Glaubens willen verfolgten Vorkämpfer der Gewissensfreiheit angenommen hat, tritt vielleicht in keinem einzigen Falle hervorstechender in das Licht als in dem Falle Gottfried Arnolds († 1714). Der Name des Verfassers der „Unpartheyischen Kirchen- und Ketzergeschichte“, die zuerst im Jahre 1699 erschien [1]), war schon seit dem Jahre 1696, wo er sein erstes epochemachendes Werk über die altchristlichen Gemeinden herausgegeben hatte, zum Stichblatt unzähliger Angriffe und heftiger Schmähungen aus allen kirchlich-rechtgläubigen Kreisen geworden. Im Zusammenhang damit hatte Arnold im Jahre 1698 seine Lehrthätigkeit an der Universität Giessen aufgegeben, und es fand sich einstweilen nicht ein einziger deutscher Fürst, der es wagte, dem „Ketzer-Patron“, wie er bald allgemein genannt ward, einen Wirkungskreis zu gewähren. Da war es nun Friedrich III., damals noch Kurfürst, der sich entschloss, dem allgemeinen Vorurteil Trotz zu bieten: er gewährte dem Verfolgten seinen starken Schutz und vollzog damit eine That, die verdient, der Vergessenheit, der sie unbegreiflicherweise anheimgefallen ist, entzogen zu werden.

Die litterarische Bedeutung, die die „Kirchen- und Ketzer-Geschichte“ für die Mitwelt und Nachwelt gewonnen hat, ist noch nirgends näher untersucht worden. Ein Streiflicht aber

---

[1]) Die erste Ausgabe erschien in Frankfurt 1699, die vollständigste in Schaffhausen 1740 in 3 Folianten. Inzwischen waren die zweite im J. 1700, die dritte im J. 1709, die vierte im J. 1729, sämtlich zu Frankfurt a. M. herausgekommen.

fällt auf diesen Punkt durch die Äusserungen zweier grosser Männer, nämlich durch den Ausspruch von Christian Thomasius, der dies Werk das beste und nützlichste Buch nach der Bibel genannt hat, und durch die Stelle, welche sich in Goethes Dichtung und Wahrheit (zweiter Teil) findet: „Einen grossen Einfluss erfuhr ich (sagt der Dichter) von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände fiel, es war Arnolds Kirchen- und Ketzer-Geschichte. Dieser Mann ist nicht ein bloss reflektierender Historiker, sondern zugleich fromm und fühlend. Seine Gesinnungen stimmten sehr zu den meinigen und was mich an seinem Werk besonders ergetzte, war, dass ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vorteilhafteren Begriff erhielt“.

Trotz des leidenschaftlichen Widerspruchs, den Arnolds Buch erfuhr, entschloss sich Friedrich III., die Widmung der zweiten grossen Ausgabe des Werkes anzunehmen[1]).

Gottfried Arnolds Zueignungsschrift, die der Ausgabe vorgedruckt ist, beginnt folgendermassen:

„Vor Ew. Churfürstlichen Durchlaucht mit gegenwärtigem Buche unterthänigst zu erscheinen, beweget mich sowohl dessen ganzer Zweck und Inhalt als auch sonderlich deroselben preiswürdigste Huld und Gnade, durch welche bis dato aus göttlicher Direktion dero gesammte Unterthanen in ungekränkter Gewissens-Freiheit unter einem gesegneten Regiment und Scepter geruhig und vergnügt leben können. Denn nachdem dieses unschätzbare Kleinod der allgemeinen Sicher- und Zufriedenheit unter einem so gnädigsten Oberhaupte Jedermann unter Augen leuchtet und nicht nur die Feinde der wahren christlichen Freiheit nachdrücklich beschämet, sondern auch durch ungemeinen Wachsthum augenscheinliche Proben Göttlichen Wohlgefallens an den Tag leget, so darf zweifellos ein jedes redliches Gemüthe die unterthänigste Zuversicht fassen, einen Antheil an allem diesem Guten zu nehmen und mithin wirklich zu geniessen“ etc.[2]).

Es war nicht das erste Mal, dass Kurfürst Friedrich III. die als Häretiker oder Patrone von Häretikern verfolgten Gelehrten anderer Länder in seinen Schutz genommen hatte. Gottfried Arnold hatte an seinem Landsmann und Gesinnungsgenossen

---

[1]) Der Titel dieser Ausgabe lautete: Gottfried Arnolds Unparteyische Kirchen- und Ketzer-Historie vom Anfang des Neuen Testaments bis auf das Jahr Christi 1688 . . . Frankfurt a. M. bey Thomas Fritsch. 1700. Fol., 2 Bde. in 4 Teilen.

[2]) Die Widmung hat kein Datum. Die Vorrede zur ersten Ausgabe, die mit abgedruckt ist, trägt das Datum des 1. März 1697.

Christian Thomasius (beide stammten aus Kursachsen, ersterer aus Annaberg im Erzgebirge, letzterer aus Leipzig) bereits einen Vorgänger gehabt. Man weiss, dass Thomasius, damals schon ein berühmter Forscher und Lehrer der Universität Leipzig, auf Grund der bestehenden Ketzergesetze im Jahre 1690 als „Irrlehrer" mit dem Armensünderglöckchen ausgeläutet worden war, und dass Kurfürst Friedrich III. sich dadurch ebenso wenig hatte beirren lassen wie durch den Ruf, der dem Samuel Pufendorf als „Freidenker" und „Atheist" vorausging.

Dem Danke, den Gottfried Arnold dem Kurfürsten schuldete, suchte er im Jahre 1701 Ausdruck zu geben. Er veröffentlichte aus Anlass der Erwerbung der Königswürde zum Namenstage des Königs, dem 5. März 1701, ein Gedicht, das heute ganz verschollen ist, das aber für beide Männer ein ehrenvolles Denkmal darstellt[1]). Darin heisst es u. A.:

Blüht nicht die Frömmigkeit durch dieses Königs Schutz?
Muss seinen Purpur nicht die kluge Sanftmut decken?
Beut nicht die grosse Macht den kleinen Feinden Trutz,
Dass kein Verfolgungs-Grimm mit Blut sich darf beflecken
Nach Wunsch des Antichrists? Dein gütig Regiment,
O König, wird vielmehr mit sanftem Stab geführet,
Als mit dem blanken Schwert. Wer Deine Worte kennt,
Der weiss, wie Gnad und Ernst vermischt die Thaten zieret.
Und recht, Gott hasst den Zwang und liebet freien Sinn,
Der ihm aus Liebe dient mit ungebundenen Händen.
Nimmt doch ein Herr nicht gern gezwungne Diener hin,
Wie sollte sich denn Gott zu Heuchel-Opfern wenden?
Das freyste Wesen will auch frey verehret seyn.
Warum die Redlichkeit sich muss auf Freiheit stützen?
Sonst mengt Furcht oder Lust die Heuchelei darein,
Die weder Gottes Reich noch seinem Staat kann nützen.
Ein Regiment voll Zwang steht, weil es steht[2]), nicht fest.
Was mässig ist, hält aus. Es pflegt zum Grund zu legen
Den göttlichen Prozess, der alle Welten lässt
Durch weise Gütigkeit in schönster Ordnung hegen.
Heut leucht' Dein Beispiel auch den andern Reichen vor
Mit angenehmem Schein, o Herr, durch Deine Lande.
Europa sieht erstaunt, wie hoch Du steigst empor

---

[1]) Den mit Segen gekrönten Namen Friedrich, Königs in Preussen etc., stellte bei erschienenem ersten Namensfeste am 5. März des 1701. Jahres vor Gottfried Arnold. Quedlinburg 1701. 1 Bogen Folio.

[2]) d. h. „dieweil oder so lange es steht".

Beim Schutz der Gottes-Furcht, von welcher Du die Bande
Des falschen Eifers wendst, der wider Unschuld brennt,
Und doch mit Christi Ehr und Namen sich verdecket.
Gott Lob! dass diese Larv kein Adlers-Auge blendt,
Das auch mit einem Blick die düstern Eulen schrecket
u. s. w.

Im Dezember des Jahres 1700 wurde Gottfried Arnold Hofprediger der Herzogin Sophie Charlotte von Sachsen-Eisenach, deren Gemahl Johann Ulrich im Jahre 1698 gestorben war. Sophie Charlotte († 1717) war eine Tochter des Herzogs Eberhard III. von Würtemberg und residierte damals auf dem Schloss Allstedt in Thüringen.

Es ist merkwürdig genug, dass selbst diese Stellung als Hofprediger ihn vor den Verfolgungen seiner Feinde nicht sicher stellte; sie begnügten sich nicht damit, ihn als Gelehrten und Forscher in Verruf zu bringen, sondern sie brachten auch seine persönliche Sicherheit in Gefahr.

Wir besitzen zwei bisher ungedruckte Briefe Arnolds und der Herzogin über diesen Punkt, die an den Geheimen Staatsrat Paul von Fuchs in Berlin gerichtet und die sowohl wegen der Absender wie wegen des Empfängers von Interesse sind[1]).

Paul von Fuchs war durch den Grossen Kurfürsten auf Empfehlung Schwerins seit 1670 von der Universität Duisburg nach Berlin berufen worden. In ihm war ein Mann von grossem Wissen und vielseitigen Fähigkeiten an den Hof gekommen, ein Mann zugleich, der in England wie in Siebenbürgen, in den Niederlanden wie in Polen und Schweden mit den für die Toleranz kämpfenden alten Kultgesellschaften des Humanismus nahe Beziehungen unterhielt und der einst unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses die abgerissenen Fäden zwischen dem Haag und Berlin wieder angeknüpft hatte, deren weitere Entwickelung im Jahre 1688 zur Eroberung Englands durch Wilhelm von Oranien führte. Das Defensiv-Bündnis vom 23. August 1685 zwischen den Niederlanden und Brandenburg, das ein Markstein in der Gesamtentwickelung des Protestantismus geworden ist, hat Paul von Fuchs im Auftrage des Grossen Kurfürsten unter Mitwirkung zahlreicher stiller Bundesgenossen in allen Ländern zustande gebracht.

---

[1]) Die Originale beruhen im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin unter Rep. 9 K Lit. F.

Einer dieser Freunde und Genossen war nun auch Gottfried Arnold und zwar nicht erst seit dem Jahre 1702, aus dem die folgenden Briefe stammen, sondern seit langen Jahren.

Wir geben die Briefe hier in getreuer Übereinstimmung mit den Urschriften wieder.

Hoch Wohlgebohrner Frey Herr
Viel Geehrter Herr Geheimbte Raht.

Es veranlasset mich einige Angelegenheit dero viel güldigen Vorschub bey S. Maj. zu ersuchen, welches Sie nicht übel deuten werden. Man machet sich die Hofnung alhir, wann Ihr Maj. der König dem Herrn Pr. Arnoldi einigen Charakter eines Königlichen Historici oder dergleichen ertheillen möchten, so solten die gewaltsame Consilia wider ihn cessiren. Weil nun der Herr Geh. R. hirinnen das beste thun kan, als wil ich dieselbe hirmit umb bestmöglichste Förderung dienstlich gebeten haben. Es dienet solches zu meiner und Meiner Leute Seelen Wohlfahrt und Vergnigung, ich bleibe darvor sehr hoch obligirt und werde bestentig sein

E. Hoch Wohl : gebohren Frhrn.
dienstwillige Freundin
Sophie Charlotte D. etc.

Alstett, den 17. Jan. 1702.

Hochwohlgebohrener Freyherr
Gnädiger Herr.

Dass Ew. Hochfreyherrl. Gnaden durch dero gnädiges Antwort Schreiben Ihrer beständigen Huld mich versichern wollen, Solches beweget mich zu allem unterthänigen Dank und machet mir fernerweit die gewisse Zuversicht, es werde folgende gehorsamste Bitte nicht ungnädig gedeutet werden.

Ich habe zwar bisshero mich allhier auf dem Schlosse ganz still und unsträflich gehalten und das Begehren Ihr. Durchl. mit Haltung einiger Privat-Sermonen in dero Gemach erfüllen müssen, auch zum Überfluss gegen die Eisenachische Bediente und den Superintendenten selbst contestiret, dass ich nicht den geringsten Eingriff in die Jura ecclesiastica thun oder sonst etwas tentiren wollen. Indessen verlautet dennoch von Eisenach, dass der Herr Herzog sich hoch verschworen habe, mich nicht zu dulden, sondern mit Gewalt wegnehmen zu lassen. Wesswegen Ihre Durchl. vor nöthig erachtet

haben, dieses an Ew. Hochfreyh. Gnaden forderlichst gelangen zu lassen und dieselbe umb dero Hochmögenden Rath und Hülfe in beygehendem zu ersuchen. Es hoffen viel redliche Freunde, dass, woferne Se. Kön. Maj. Sich meiner als eines Unterthanen und Bedienten nachdrücklich annehmen sollten, man auf Seiten Eisenachs mich wohl tolerieren würde. Und sehe ichs fast vor Göttliche Direktion an, dass ich so lange alhier in der Stille verbleiben möchte, bis durch dero Gnädige Vorsorge sich anderweit eine Thüre aufthun wird, einer Gemeine in Christl. Freyheit zu dienen. Ich überlasse also Ew. Hochfreyherrl. Gnaden aus unterthäniger Zuversicht dieses Anliegen, zusamt dem modo zu Hebung dessen lediglich deroselben Weisheit und Gnädigen Disposition und lebe der unfehlbaren Vergeltung von Gott vor so manchen Schutz und Gutthat versichert. Wozu dieselbe Göttliche Regierung überlasse und stets verbleibe

Ewer Hochfreyherrl. Gnaden

unterthänigster

G. Arnold.

Schloss Allstedt, den 17. Jan. 1702.

P. S.

Auch Hochwohlgebohrner Freyherr.

Dieweil immer mehr confirmiret wird, dass man mit wirklicher Thätlichkeit wider mich schreiten solle, haben Ihre Durchl. dieses durch einen Expressen abgeschicket und bitten nochmals umb schleunige Hülffe. Ich werde gedrungen, auf allen Fall mich einen Königl. Unterthanen und Bedienten zu nennen und damit zu schützen, jedoch mit Gnädiger Erlaubnis.

Das Ergebnis dieser durch die obigen Briefe gethanen Schritte war die Ernennung Gottfried Arnolds zum Historiographen des preussischen Staates.

Die Königliche Bestallung, versehen mit dem Handzeichen des Königs, lautet in dem uns erhaltenen Konzept folgendermassen:

Wir Friederich von Gottes Gnaden König in Preussen etc. Marggraf und Churfürst zu Brandenburg etc. (cum integro Titulo) thun kund und fügen hiemit zu wissen, dass wir in allergnädigster Erwegung der uns angerühmbten sonderbahren Erudition, Geschicklichkeit und Erfahrung, welche N. Arnold bis hieher von sich spüren lassen, in Gnaden bewogen worden, denselben in unsere Dienste auf-

und anzunehmen und ihn zu unserm Historiographo zu bestellen, thun auch solches hiemit und kraft dieses also und dergestalt, dass uns derselbe getreu, hold und gewertig sei, Schaden und Nachtheil verhüten, unsern Nutz und Bestes aber überall suchen und befördern, was wir ihm zu thun und zu verrichten auftragen werden allemahl seinem besten Wissen und Verstande nach exequiren und werkstellig machen, auch mit solcher Applikation diesem seinem Ambte vorstehen solle, wie es einem Königlichen Getreuen Historiographo wohl anstehet und gebühret. Dahingegen wollen wir unsern Historiographum Arnold bei dieser Ihme conferierten Bedienung, daher competirenden Range, auch übrigen Gerechtsamen allemahl Königlich mainteniren und schützen. Wir befehlen auch jeder männiglich, denen dieses vorgezeigt wird, ihn dafür zu erkennen und zu achten.

Urkundlich etc.

Gegeben zu Oranienburg, den 27. Jan. 1702.

Aber selbst dieser Schutzbrief (denn als solcher war die Bestallung gedacht) gebot dem kirchlichen Eifer keineswegs Einhalt; Herzogin Sophie Charlotte sah sich nach kurzer Zeit genötigt, ihren Hofprediger zu entlassen, und im Jahre 1705 wurde er aus den sächsischen Ländern, denen er entstammte, ausgetrieben. Wer weiss, was ihm begegnet wäre, wenn inzwischen König Friedrich I. gestorben wäre?

Dieser, der ihn in Sachsen nicht schützen konnte, nahm seinen Historiographen in Preussen freundlich auf und verschaffte dem Mittellosen eine Stellung und ein Einkommen: er machte ihn im Frühjahr 1705 zum Geistlichen in Werben in der Altmark und übertrug ihm, als er sich dort bewährt hatte, im Herbst 1707 die Stelle des geistlichen Inspektors zu Perleberg in der Priegnitz, wo er am 30. Mai 1714 gestorben ist.

Kürzere Aufsätze.

Denkstätten aus der Geschichte der Brüdergemeinden in Böhmen.

Von

Professor Dr. **Ed. Albert** (†).

Wenn man über Breslau — Glatz — Mittelwalde nach Böhmen fährt, so berührt man das Städtchen Gabel (Jabloné), aus welchem Comenius' Schwiegersohn Jablonski stammte. Der ursprüngliche Name Hrnčíř (Figulus) kommt in dem alten Grundbuche des Städtchens ein einziges Mal im 17. Jahrhunderte noch vor. Wenn man in der nun folgenden Station Geiersberg auf die Nordwestbahn übersteigt, erreicht man in 15 Minuten die Stadt Senftenberg. Als die Brüder im Jahre 1457 von König Georg auf seine Herrschaft Lititz verwiesen wurden, war es der Senftenberger Pfarrer Michael, der zu ihnen übertrat. Die Lebensgeschichte dieses Mannes und seine Beziehungen zu den Waldensern sind am besten aus Goll's Arbeiten [1]) zu ersehen. Er vermittelte das bischöfliche Amt von den Waldensern auf die Brüder, indem er von einem Waldenser-Bischof die Ordination empfing und dann auf einen der Brüder übertrug. Er starb 1500 in dem nahen Deichenau, in dessen Nähe, auf der Kosteletzer Lhotka, sich die Gemeinde zur Wahl der ersten Ältesten versammelt hatte. In Senftenberg war an der Stelle des jetzigen Häuschens Nr. 110 das Brüderhaus; daneben ist in einem Garten noch zu erkennen, wo das zweite Brüderhaus (einst Nr. 114) stand. An der Stelle des Hauses Nr. 117 war die den Brüdern gehörige Färberei. Wo die grosse Tuchfabrik Vonwiller & Comp. steht, dort war (zwischen der Fabrik und der Brücke) die Wiese der Brüder und ein etwa 15 Minuten davon entfernter Teil der Dechaneifelder gehörte den Brüdern und hiess auch die „Brüderäcker“. Ein

---

[1]) J. Goll, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der böhmischen Brüder, I und II. Prag 1878. 1882.

Stündchen von Senftenberg liegt sehr malerisch der Marktflecken Kunwald, die Wiege der Brüderunität. Daselbst findet sich die Stätte, wo das allererste Brüderhaus stand; es ist das Anwesen Nr. 238. Auch das südlich daneben gelegene Haus gehörte den Brüdern und noch eine Schmiede, deren Stätte nicht mehr nachweisbar ist. Ein jetzt ausgetrocknetes Bachgerinne hiess Jordan und erinnerte an die Taufe, welche die Brüder bis zum Jahre 1536 an den Erwachsenen vollzogen. Man findet es, wenn man bei Nr. 128 östlich in die Wiesen abbiegt und den „kleinen Bach" sich zeigen lässt; von linker Seite mündete in denselben der Jordan. Eine der Kirchenglocken in der Kunwalder kath. Pfarrkirche rührt nach Inhalt und Form der Umschrift wohl auch aus den ältesten Brüderzeiten her. Von Geiersberg gelangt man über Wildenschwert auf die Staatsbahn und die nächste Station in der Richtung Prag ist Brandeis am Adler, wo Comenius seine Allegorie, das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens geschrieben hat. In herrlicher Lage steht vor dem Städtchen seine Statue.

Nachrichten und Bemerkungen.

Bei manchen historischen Erscheinungen, zumal der älteren Zeiten, begegnet dem Forscher die Thatsache, dass sie, ähnlich wie gewisse Flussläufe, eine Zeit lang in der Erde verschwinden, dann aber plötzlich wieder ans Licht kommen. Thöricht wie die Behauptung, dass ein solcher Fluss, den wir nicht sehen, nicht vorhanden sei, wäre die Annahme, dass Organisationen, die sich im Geheimen fortpflanzen und erst später in den uns erhaltenen Quellen von neuem genannt werden, während der Zeiten, wo sie nicht nachweisbar sind, nicht vorhanden gewesen seien. Wo solches Verschwinden und Wiederauftauchen in die Erscheinung tritt, muss im Gegenteil die **geschichtliche Continuität** so lange als Thatsache angenommen werden, bis das Gegenteil durch überzeugende Gründe dargethan ist.

Eine seit 1895 bekannte neubabylonische Thontafel, welche frühestens im 6. Jahrhundert vor Christus entstanden ist, liefert den Beweis, dass nach dem Glauben mancher Babylonier alle Götter eins waren in dem **Gott des Lichtes,** den sie Marduk nannten (Friedrich Delitzsch, Babel und Bibel, Anmerkungen zu Vortrag I, S. 78). Dazu haben andere Assyriologen (auch C. F. Lehmann) mit Recht die Bemerkung gemacht, dass der Licht-Kult, der hier zu Tage tritt, und der Monotheismus, auf den das Symbol des Lichtes, das ja nur eine ausserirdische Quelle, die Sonne, besitzt, hindeutet, lediglich eine Geheimlehre gewesen ist. Es wäre interessant, über diesen Geheim-Kult Näheres zu erfahren.

Im Mittelpunkt der Symbolik, wie sie den älteren Kultgesellschaften des Humanismus eigen ist, stehen die Spenderin des Lichts, die **Sonne,** und neben ihr die übrigen Himmelskörper, wie sie ja auch das Buchzeichen des Comenius, das jetzt das Zeichen unserer Gesellschaft ist, zeigt. Schon in den Tempeln der platonischen Akademien kehrt unter den symbolischen Zeichen das Bild der Sonne wieder und man weiss, dass in diesen Kultgesellschaften der Sohn des Apollo, Orpheus, und das Abzeichen des Sonnengottes, die strahlende Krone, und der Schlangenstab eine Rolle spielten. Es ist unter diesen Umständen erklärlich, dass schon die ältesten Gegner diesen Kultvereinen einen Sonnen-Kultus untergeschoben haben; nichts lag ihnen ferner, als die Sonne anzubeten; sie war ihnen lediglich ein Symbol, ein Zeichen des Urquells alles Lichts, des „allmächtigen Baumeisters aller Welten“, der alle Himmelskörper, auch die Sonne, erschaffen hat.

In den antiken Kultgenossenschaften griechischen Ursprungs spielt neben dem Licht das **Wasser** eine wichtige Rolle, vornehmlich bei den Einweihungs-Riten. Bei der Einweihung waren nämlich Waschungen als Zeichen der Reinheit üblich, die entweder durch Tauchung oder durch Besprengung vollzogen worden zu sein scheinen. Wir kennen in diesen Kultvereinen das sogenannte „Lebens-Bad" (*λοῦτρον ζωῆς*). Edwin Hatch, Griechentum und Christentum. Deutsch von E. Preuschen. Freiburg 1892, S. 227). Zu diesem Gebrauch des Wassers kam noch der des **Feuers** in einer uns nicht näher bekannten rituellen Form (Hatch a. a O.); man dachte sich — so wird uns berichtet — dass auf alle, die in das Wasser hinabsteigen, gleichsam vom Himmel das Feuer hinabfalle; es scheint, dass diese Verwendung des Feuers eine symbolische Hindeutung auf das Leiden und die Trübsal enthalten sollte.

Die kirchliche Wissenschaft pflegt den Kult der platonischen Akademien der vorchristlichen Zeiten einen **heidnischen Kult** zu nennen: sie giebt damit ihrer Anschauung von der Geringwertigkeit dieser Form der Gottesverehrung Ausdruck. Man muss aber beachten, dass sehr starke Elemente dieser alten sogenannten Mysterien-Kulte in die Ceremonien und Handlungen der Kirche selbst übergegangen sind, und man ignoriert, dass auch die Anhänger dieser „heidnischen" Kulte in ihrer Art aus gotterfülltem Herzen nach dem Höchsten strebten, und dass sie vielfach mit dem gleichen Ernste nach Heiligung und Erlösung von den Fesseln dieses irdischen Daseins rangen, wie es die Bekenner der Kirchen zu irgend einer Zeit gethan haben. Und ist es nicht sicher, dass die alten Kultvereine nie in dem Umfange wie zeitweilig die Kirchen dem Irrtum verfallen sind, der die Lehre statt des Lebens in den Mittelpunkt der Religion stellt, dass sie die Idee der Humanität, die trotz der entschiedenen Betonung, die ihr Christus selbst gegeben hat, in den nach seinem Namen genannten Kirchen Jahrhunderte hindurch zurückgestellt gewesen ist, stets nachdrücklich vertreten haben, und dass sie endlich in Übereinstimmung mit der Lehre Christi und der ersten Jahrhunderte, aber im Gegensatz zu der nachmaligen Kirchenlehre die Idee der Freiwilligkeit grundsätzlich festgehalten haben?

Als Kaiser Konstantin im 4. Jahrhundert das Christentum zur **Staatsreligion** gemacht hatte, erklärte er: „Ich als Kaiser kann nicht entscheiden, was christliche Lehre ist, aber ich werde die Ansicht der Mehrheit annehmen und ich werde sie soweit anerkennen, dass Niemand die Vorrechte der Christen, das Recht, Eigentum zu behalten, und Befreiung von den bürgerlichen Lasten geniessen soll, der dieser Ansicht nicht beipflichtet." Von da an — die späteren christlichen Kaiser folgten Konstantins Spuren — ward nur der als Christ behandelt, der die Beschlüsse der zum Konzil versammelten Bischöfe anerkannte. Wer dies that, erhielt Freiheiten und Sonderrechte. Wer es nicht that, war der Vermögenseinziehung, der Verbannung, dem Tode verfallen. Und nun begann die Zeit der entsetzlichsten Verfolgungen im Namen Christi und der christlichen Liebe. War

die Fortsetzung des alten Glaubens, wenn überhaupt, anders als im Geheimen möglich?

Unter den „Ketzereien“, welche der Inquisitor David von Augsburg († 1271) den sog. Waldensern zum Vorwurf macht, befindet sich auch die Lehre der letzteren, wonach das **Alte Testament** ganz anders zu beurteilen sei als das Neue. „Vetus Testamentum (sagt der Ketzerrichter) non recipiunt ad credendum, sed tantum aliqua inde discunt, ut nos per ea impugnent et se defendant, dicentes, quod superveniente evangelio vetera omnia transierunt“. Diese ablehnende Stellung ist bei allen älteren und neueren ausserkirchlichen Christen der früheren Jahrhunderte die gleiche gewesen und geblieben und hat unzweifelhaft sehr alte Wurzeln. Näheres bei Ludw. Keller, die Reformation und die älteren Reformparteien. Leipzig, S. Hirzel 1885, S. 44 ff.

Über das **Alte Testament** hat sich neuerdings Adolf Harnack in folgender Weise ausgesprochen: „Dass ein Teil der Mythen und Legenden des Alten Testamentes samt wichtigen Elementen der altisraelitischen Kultur aus Babylon stamme, war längst bekannt. Dass diese Thatsache der landläufigen Vorstellung von der Inspiration des Alten Testamentes tötlich sei, stand ebenso fest, und zur Widerlegung dieses Glaubens bedurfte man nicht erst den Rekurs auf Babylon: hundert andere Beobachtungen hatten ihn schon längst zerstört. Gemeingut aber war diese Erkenntnis nicht geworden. Man kann den Theologen hier keine Schuld beimessen. Sie hatten in Büchern, Broschüren und Vorlesungen ihre Pflicht gethan. Unsere deutsche Litteratur besitzt ein so eminentes Werk wie die Geschichte Israels von Wellhausen; es ist für jeden Gebildeten geschrieben, klassisch nach Inhalt und Form. Neben diesem Werke steht noch ein halbes Dutzend ausgezeichneter Bücher, deren jedes vollen und bequemen Aufschluss gibt über die alttestamentliche Litteratur und Geschichte. Aber Kirche und Schule im Bunde haben diese Erkenntnisse niedergehalten, indem sie sie aus ihren Grenzen verbannten . . . .“

Wir haben an dieser Stelle oft auf die besondere Bedeutung aufmerksam gemacht, welche die altevangelischen Gemeinden aller Jahrhunderte den **Herrnworten** (wie sie sagten) beigelegt haben. In seinen Vorlesungen über „Griechentum und Christentum“ (deutsch von Erw. Preuschen, Freiburg i. B. 1892 S. 237) bestätigt Edwin Hatch, dass die altchristlichen Gemeinden den Ausdruck „Schrift“ auch auf die niedergeschriebenen Herrnworte, die Logia, anwandten. Er beruft sich dabei auf Hegesippus bei Eusebius Hist. Eccl. IV, 22, 3: *ἐν ἑκάστῃ πόλει οὕτως ἔχει ὡς ὁ νόμος κηρύσσει καὶ οἱ προφῆται καὶ ὁ κύριος* und auf Harnacks Dogmengeschichte I², 131 sowie auf dessen Patres Apost. I, 1, 132 zu 2. Clem. 14, 2.

Es giebt keine Schrift, welche eine bessere Schilderung der altchristlichen Gemeinden und des in ihnen lebenden Geistes enthält, als die sog. **Didache,** die Lehre der zwölf Apostel (s. Ad. Harnack, Die Lehre

der 12 Apostel. Leipzig, Hinrichs, 2. Aufl. 1893). Diese „Lehre" zeigt uns, dass es thatsächlich nicht die Lehre, nicht das intellektuelle, sondern das geistige und sittliche Leben war, welches die Grundlage der Vereinigung und das einende Band bildete. Die Darstellung der Didache ist zum Teil ein Citat nach der Bergpredigt, zum Teil eine Erweiterung von ihr. Und dabei sind die Ideale dieser altchristlichen Kultgenossenschaft, die wie die alten Kultvereine des Platonismus auf dem Grundsatz der Freiheit und Freiwilligkeit beruhten, keineswegs die einer ethischen Gesellschaft; vielmehr war das Ideal, das der Brüderschaft vorschwebte, die Schaffung erneuerter Persönlichkeiten: ein neues Herz und einen wiedergeborenen Sinn wollten sie durch Glaube, Liebe und Hoffnung sich erkämpfen.

In der Katakombe S. Agnese an der Via Nomentana bei Rom finden sich mehrfach an den Loculi (Grabkammern) mathematische Zeichen, z. B. sieht man an einem Grabe öfter:

● ● ●

● ● ●

● ● ●

d. h. **dreimal drei Punkte,** die mit dem Monogramm Christi durchsetzt sind (Victor Schultze, Die Katakomben etc., Lpz. 1852, S. 330). Dass es sich hier um eine kultische Zeichensprache handelt, wird durch die Wiederholung klar erwiesen. Was aber mögen diese Zeichen bedeuten?

Petrarca teilt die Abneigung der späteren Platoniker gegen die Scholastik und deren Sitze, die Universitäten; diese sind ihm „Nester und Sitze dünkelvoller Unwissenheit"; auch gegen die akademischen Grade spricht er sich aus (Voigt, Wiederbelebung I², 72). — Merkwürdig sind gewisse medizinische Ansichten Petrarca's. Der Arzt Giov. Dondi hatte ihm die Enthaltung von Obst, Gemüsen und Wasser verordnet. Er lehnt dies ab und verteidigt dabei die Heilkraft des Wassers derart, dass man (wie Geiger, Petrarca 1874 S. 83 sagt) „den fanatischen Anhänger einer modernen ärztlichen Theorie zu hören glaubt". Petrarca betont dagegen die schlimmen Wirkungen des starken Weingenusses und beruft sich dabei auf Äusserungen Muhameds, der u. a. gesagt habe: „Die Christen mögen mächtige und hochherzige Männer sein, aber sie trinken Wein und sprechen infolge davon abends stolze Drohungen aus, deren sie sich morgens nicht mehr erinnern." Er hätte sich ebenso auf Plato berufen können, der ebenfalls gegen den Alkoholgenuss war.

Wir haben früher darauf hingewiesen, dass der „weiseste Meister" der Academia Magna zu Rom, der am 9. Juni 1498 verstorbene Pomponius Laetus auch **Pontifex Maximus** und einer seiner Brüder **Sacerdos Academiae**

genannt wird (M.H. der C.G. Bd. VIII (1899) S. 83 u. 96 f.). — In einem vertraulichen Briefe, den der Abt Trithemius (Opera, Frankfurt 1601 II, 483), der „Patronus Sodalitatis Celticae“, an den Bischof Dietrich von Lebus schreibt, nennt er den Jamblichus „Academiae Platonicae Sacerdos“.

Bekanntlich sagt Bayle bezüglich der Janua: „Quand **Comenius** n'auroit publié que ce livre-là, il se seroit immortalisé.“ Diese Worte werden von allen mir zugänglichen Comeniusforschern und den von ihnen abhängigen Verfassern von Handbüchern, Einleitungen und dergl. so aufgefasst, als ob es hiesse: „Wenn Comenius nur dieses Werk geschrieben hätte, so hätte er genug gethan, um sich die Unsterblichkeit zu versichern.“ Und zweifelsohne lassen die Worte eine solche Auffassung zu. Aber dann sind sie in Widerspruch zu dem sonstigen, sehr abschätzigen Urteile des Bayle über Comenius, ein Widerspruch, der Brügel (Gesch. d. Erz. III, 2, 197) nicht entgangen ist. Der Widerspruch löst sich aber, wenn man, was das französische Wort „s'immortaliser“ und der Satzbau auch zulassen, so übersetzt: „Wenn Comenius nur dieses Buch geschrieben hätte (und namentlich sich nicht mit pansophischen und chiliastischen Träumereien eingelassen hätte), so wäre er ein höchst verdienstvoller, berühmter Mann geworden.“

J. H. Gunning, Amsterdam.

Über den Übertritt des Kurfürsten **Johann Sigismund** zum reformierten Bekenntnis im Jahre 1613 handelt Rudolf Kniebe in seiner Schrift: „Der Schriftenstreit über die Reformation des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg seit 1613“ (Haller Dissertation 1902). Die Arbeit hat, wie der Titel besagt, nur eine Seite des wichtigen Ereignisses zum Gegenstand, nämlich die theologischen Streitschriften, die aus Anlass des Übertritts erschienen; aber der Verfasser beherrscht, wie seine Ausführungen ergeben, das gesamte gedruckte und handschriftliche Material recht gut, und es wäre erfreulich, wenn er sich zu einer erweiterten Bearbeitung der ganzen Angelegenheit entschlösse. Merkwürdig ist der Hinweis auf die beiden ziemlich unbekannten Schriften des Landeshauptmanns der Altmark, des Thomas von dem Knesebeck, in welchen dieser für seinen Kurfürsten eintrat.

In der „Brandenburgia“, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin XI. Jahrg. (1902) S. 79 berichtet der Vorsitzende der Gesellschaft, Geheimer Reg.-Rat E. Friedel, über den **Aufenthalt des Comenius in Berlin** und über seinen Orbis Pictus. Das Archiv des Märkischen Museums besitzt mehrere Ausgaben des Orbis Pictus, zunächst eine Nürnbergische Ausgabe (Verlag der Endterschen Erben) lateinisch und deutsch; sodann eine Ausgabe von Karl Coutelle, ebenfalls bei Endter aus 1760, lateinisch, deutsch, französisch und italienisch, die merkwürdigerweise mit dem bekannten Buchzeichen des Comenius, das jetzt auch Zeichen der C.G. ist, versehen ist; ferner einen stattlichen Band Querfolio des 18. Jahrhunderts, welcher Kupferstiche Daniel Chodowiecki's zu dem Orbis Pictus enthält, endlich eine Überarbeitung von J. E. Gailer

(3. Auflage. Reutlingen 1835). An den Bericht knüpft Geheimrat Friedel folgende beachtenswerte Bemerkungen: „Auch Erwachsene haben alle Zeit Freude an dem vielseitigen Allerweltsbuch gehabt und daraus gelernt. Es wäre sehr wünschenswert, auch vom Standpunkt der Länderkunde, dass es in zeitgemässer und zeitgenössischer Form wieder auflebte, wozu strebsamen Autoren und findigen Verlegern hiermit eine Anregung geboten sei, die hoffentlich auf fruchtbaren Boden fällt“.

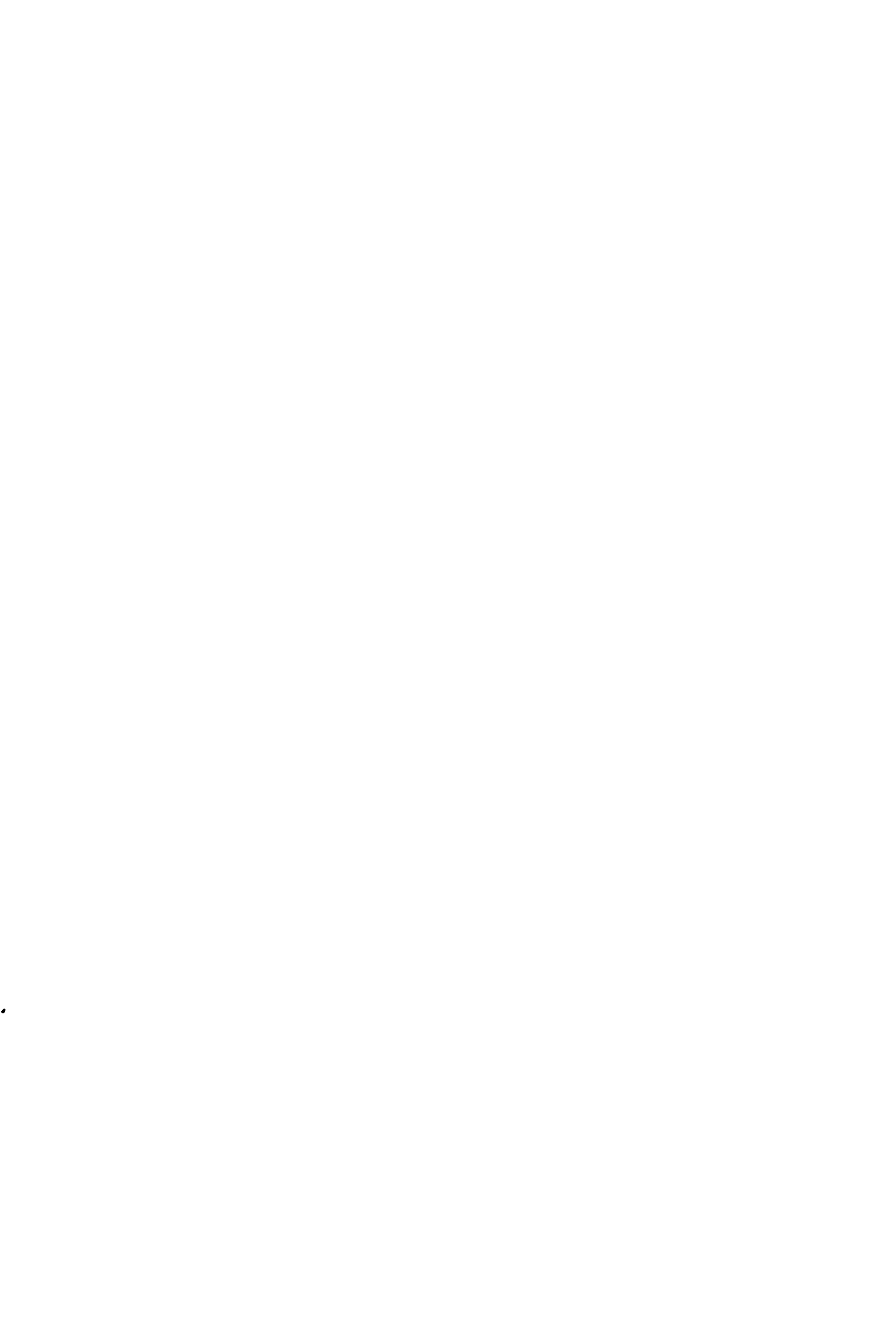
In der Schrift von Alois Brandl (Barthold Heinrich Brockes, Innsbruck 1878) finden sich eine Anzahl Briefe von J. H. König in Dresden an J. J. Bodmer aus den Jahren 1725 bis 1727, welche auf die heftigen persönlichen Gegensätze zwischen den Führern der **„Deutschen Gesellschaften“** ein sehr bezeichnendes Licht werfen. So gross die Verdienste gerade J. J. Bodmers für die Ausbreitung wichtiger Gedanken und Grundsätze der Sozietäten und Akademien auch gewesen sind, so ist doch klar, dass dieser damals bedeutendste Kopf jener Kreise, der Begründer der „Sozietät der Maler“, seiner Charakterbeanlagung nach völlig ausser Stande war, eine neue Epoche der alten Gesellschaften heraufzuführen, wie sie eben von London aus unter neuem Namen im Zuge war. Die Zersplitterung und Zerfahrenheit, an der das deutsche Leben krankte, die Eitelkeit und Eigenwilligkeit seiner besten Köpfe und der gehässige Ton, der sich selbst in den Verkehr von gleichgesinnten Männern einschlich, machte die deutsche Nation zur Übernahme jeglicher Führung unfähig.

Als Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe († 1777), der berühmte erste Förderer unserer klassischen Dichtung im Jahre 1776 seine heissgeliebte Gattin, Barbara Maria Eleonora, geb. Gräfin Lippe-Biesterfeld durch den Tod verloren hatte, baute er für sie ein Mausoleum auf seinem Schlosse Zum Baum bei Bückeburg und liess über das Eingangsthor folgenden denkwürdigen Spruch setzen:

Ewig ist das Fortschreiten zur Vollkommenheit
wenn gleich am Grabe die Spur der Bahn unserem
Auge entschwindet.

Man kann die Grundgedanken des christlichen Humanismus, der in dem Grafen einen hervorragenden Vertreter besass, kaum treffender zusammenfassen als es hier geschehen ist.

Druck von Johannes Bredt, Münster i. W.



Die Comenius-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft und der Volkserziehung

ist am 10. Oktober 1892 in Berlin gestiftet worden.

Gesellschaftsschriften:

1. **Die Monatshefte der C. G.** Deutsche Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte. Herausgegeben von Ludwig Keller.

   Band 1—11 (1892—1902) liegen vor.

2. **Comenius-Blätter für Volkserziehung.** Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft.

   Der erste bis zehnte Jahrgang (1893—1902) liegen vor.

Der Gesamtumfang der Gesellschaftsschriften beträgt jährlich etwa 30 Bogen Lex. 8°.

Bedingungen der Mitgliedschaft:

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M.; 12 Kr. österr. W.) erhalten die M.-H. der C.-G. und die C.-Bl. Durch einmalige Zahlung von 100 M. werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (Jahresbeitrag 6 Mk.) erhalten nur die Monatshefte; Teilnehmerrechte können an Körperschaften nicht verliehen werden.
3. Die **Abteilungsmitglieder** (Jahresbeitrag 4 M.) erhalten nur die Comenius-Blätter für Volkserziehung.

Anmeldungen

sind zu richten an die Geschäftsstelle der C.-G., Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Der Gesamtvorstand der C.-G.

Vorsitzender:

Dr. **Ludwig Keller**, Geheimer Archiv-Rat in Berlin-Charlottenburg.

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Schloss Amtitz (Kreis Guben).

Mitglieder:

Direktor Dr. **Begemann**, Charlottenburg. Prof. **W. Bötticher**, Hagen (Westf.) Stadtrat a. D. **Herm. Heyfelder**, Verlagsbuchhändler, Berlin. Prof. Dr. **Hohlfeld**, Dresden. **M. Jablonski**, General-Sekretär, Berlin. **Israel**, Oberschulrat a. D., Dresden-Blasewitz. **W. J. Leendertz**, Prediger, Amsterdam. Prof. Dr. **Nesemann**, Lissa (Posen). Seminar-Direktor Dr. **Reber**, Bamberg. Dr. **Rein**, Prof. an d. Universität Jena. Hofrat Prof. Dr. **B. Suphan**, Weimar. Univ.-Professor Dr. **von Thudichum**, Tübingen. Prof. Dr. **Waetzoldt**, Geh. Reg.-Rat u. vortragender Rat im Kultusministerium, Berlin. Dr. **A. Wernicke**, Direktor der städt. Oberrealschule u. Prof. d. techn. Hochschule, Braunschweig. **Weydmann**, Prediger, Crefeld. Prof. Dr. **Wolfstieg**, Bibliothekar des Abg.-H., Berlin. Prof. D. **Zimmer**, Direktor des Ev. Diakonie-Vereins, Berlin-Zehlendorf.

Stellvertretende Mitglieder:

Lehrer **R. Aron**, Berlin. **J. G. Bertrand**, Rentner, Berlin-Südende. Pastor **Bickerich**, Lissa (Posen). Dr. **Gustav Diercks**, Berlin-Steglitz. Prof. **H. Fechner**, Berlin. Bibliothekar Dr. **Fritz**, Charlottenburg. Geh. Regierungs-Rat **Gerhardt**, Berlin. Prof. **G. Hamdorff**, Malchin. Oberlehrer Dr. **Heubaum**, Berlin. Oberlehrer Dr. **Rudolf Kayser**, Hamburg. Univ.-Prof. Dr. **Lasson**, Berlin-Friedenau. Univ.-Prof. Dr. **Natorp**, Marburg a./L. Bibliothekar Dr. **Nörrenberg**, Kiel. Rektor **Rissmann**, Berlin. Landtags-Abg. **v. Schenckendorff**, Görlitz. Bibliothekar Dr. **Ernst Schultze**, Hamburg. Archivar Dr. **Schuster**, Charlottenburg. **Slaměník**, Bürgerschul-Direktor, Prerau. Univ.-Prof. Dr. **H. Suchier**, Halle a. S. Oberlehrer **W. Wetekamp**, M. d. A.-H., Breslau. Prof. Dr. **Wychgram**, Direktor d. Augusta-Schule, Berlin.

Schatzmeister: **Bankhaus Molenaar & Co.**, Berlin C. 2, Burgstrasse.

Buchdruckerei von Johannes Bredt, Münster i. W.

Mit einer Beilage vom Neuen Frankfurter Verlag, G.m.b.H., Frankfurt a.M.